CAPTN. GORDON,
Royal Navy.

Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

Lg.
o.
795ª
2

1813.

Historischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Zweiter Theil.

Verlags-Comptoir in Grimma.

1848.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Lützen und Bautzen.

Exivit ut fulgur.

Erstes Kapitel.

Es war an einem trüben Märznachmittage im Jahre 1813, als die Königsbrücker Straße bei Dresden, vom Bautzner Thore bis zu dem eine Viertelstunde entfernten Walde, mit einer unzählbaren Menschenmenge bedeckt war. Die beiden an der Straße gelegenen Gasthäuser, der Schönbrunnen und die grüne Tanne, waren daher überfüllt mit Besuchern. Viele der Letztern ließen sich Flaschen mit Branntwein füllen, kaüften auch wohl mit Butter gestrichene Semmeln und Weißbrote, womit sie sich nach dem Walde auf den Weg machten. Das einige tausend Schritt entfernte graue und wenig anmuthige Kieferngehölz und Buschwerk erregte heute die gespannteste Aufmerksamkeit. Fast Aller Blicke waren mit halb schüchterner, halb freudiger Erwartung dahin gerichtet. Noch immer wollte man sich von der Wahrheit des Gerüchts nicht überzeugen, wonach die damals hochberühmten Kosaken, die Avantgarde der russischen Armee, bereits im Dresdner Walde angelangt sein sollten.

Die Dresdner, wie die meisten deutschen Stadt- und

Landbewohner damaliger Zeit, waren mit den übermüthigen französischen Welteroberern nichts weniger als zufrieden, sehnten sich mit Ungeduld nach dem Zeitpunkte, wo sie der ungebetenen Gäste los würden und begrüßten daher die Kosaken, obschon diese als Feinde erschienen, mit aufrichtiger Freude.

Darum war es auf der Straße, die von Dresden nach Rußland führte, so menschenbelebt. Die mit Branntwein und Broten beladenen Einwohner hatten sich am weitesten vorgewagt, in der Hoffnung, den fremden Ankömmlingen durch dargereichte Erquickung die günstigen Gesinnungen der Dresdner im Voraus zu erkennen zu geben.

Da entstand plötzlich eine lebhafte Aufregung unter der versammelten Volksmenge. In der Gegend des ehemaligen Gasthauses „zum Hecht“, wo die Dresdner Haide durch die Weinberge der Lößnitz begrenzt wird, trabte plötzlich eine seltsame Gestalt aus dem Kiefernholze hervor. In der Ferne konnte man nur so viel gewahren, daß sie auf einem kleinen Polaken saß und auf dem Kopfe mit einer sonderbar lang zugespitzten Mütze bekleidet war. In der Hand trug sie eine Lanze von bedeutender Länge.

Dieses außereuropäische Wesen hielt, als es aus dem Walde heraus war, eine Zeit lang still und schien sich nicht ohne Verwunderung die schöne Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen zu betrachten. Dann ritt es langsam am Waldesrande dahin und verschwand in der Gegend der Königsbrücker Straße im Gebüsch.

Die wunderbare Erscheinung aber hatte auf das versammelte Publikum den lebhaftesten Eindruck zurückgelassen.

Mancher Dresdner Familienvater hielt es jetzt, von den Bitten der ihn begleitenden Gattin bestürmt, für gerathner, sich in die Stadt und hinter die französischen Adler und Kanonen zurückzuziehen, während die Herzhafteren dem unsichtbar gewordenen Kosaken ein lautes Hurrah nachriefen.

Die äußerste Spitze der dem Feinde entgegengezogenen Bevölkerung bildeten drei junge Männer. Sie waren dem Hauptcorps eine ansehnliche Strecke voraus und wandelten in ziemlich lebhaftem Gespräche ganz allein die Straße dahin.

Jetzt blieb der Jüngste von ihnen, ein schlankgewachsener Jüngling mit herabwallendem, glänzend blondem Haar, sanften, fast mädchenhaft schönen Zügen, aus denen jedoch kecke, kampflustige Augen leuchteten, stehen.

„Ich wär' der Meinung," sprach er feurig, „wenn unsere Bürgerschaft, die günstige Stimmung und die Ankunft der Russen benutzend, nur eine energische Demonstration wagte, so wäre die schwache napoleonische Besatzung bald zu allen Teufeln gejagt."

„Ich werde die Verantwortung, irgend Jemand hierzu aufzureizen," erwiderte sein älterer Bruder Gotthard, „nie wieder auf mich laden. Wie unsicher und unheilvoll es ist, auf das kräftige Einschreiten der Bürgerschaft zu bauen, haben wir bei der Brücken-Emeute gesehen."

„Ja wohl," bemerkte der dritte junge Mann, Ruffus Günther mit Namen, eine ehrlich humoristische Natur; „viel Geschrei und wenig Wolle, die Fettaugen der großen Insurrection sind abgeschöpft und sitzen wohl verwahrt auf dem Königsteine, wo sie Gott nicht genug danken können, daß sie nicht lange schon todtgeschossen sind. Ihr Beiden

habt bei der ärgerlichen Affaire auch drei Mal mehr Glück als Verstand gehabt; außerdem möchten wir nicht selbander heut den Kosaken entgegenpromeniren."

„Es ist zum Verzweifeln," sprach Reinhold mit dem Fuße stampfend, „ich hätte geglaubt, an jenem Abend müsse der Volksaufstand zu einem allgemeinen werden."

„Ja, nur nicht mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher in Revolutionsangelegenheiten sich eingelassen," meinte Ruffus, „zumal wenn noch ein Piquet Infanterie in der Nähe steht. Es muß weit kommen, bevor der deutsche Philister sich verschwört und revolutionirt. Er entsetzt sich dann in der Regel vor seiner höchsteigenen Person."

In dem neben der Straße gelegenen Gebüsch entstand jetzt ein gewaltiges Prasseln und gleich darauf guckte das behaarte Antlitz mit der langgespitzten Pelzmütze, das vorhin den Waldesrand entlang geritten war, aus dem Gestrüppe hervor. Die tiefliegenden listigen Augen schienen das Terrain zu recognosciren, und da sie blos die drei friedfertigen Spaziergänger gewahrten, kam der fremdländische Kriegsmann vollends auf die Straße herausgeritten.

„Nun, da haben wir ja einen Freund Asiens ganz in der Nähe," sprach Ruffus. „Ich will nicht gesund hier stehen, wenn dieses Säugethier nicht direkt von der chinesischen Grenze kommt."

Reinhold zog eine Rumflasche hervor und winkte damit dem Asiaten. Dieser schien den Wink zu verstehen, senkte die Lanzenspitze zur Erde und näherte sich langsam und vorsichtig.

„Mach' den Kerl nicht besoffen," sprach Günther, „ich trau' ihm nüchtern nicht, viel weniger inspirirt."

Die drei Freunde hatten jetzt Muße, den Fremdling genauer zu betrachten. Es war ein hagerer Mann in den Vierzigen, aber von wildem, nomadenähnlichem Aussehen. Der weißgraue Bart floß reich über die Brust herab. Die grauen stechenden Augen lagen tief, wie lauernd, in ihrem Hinterhalte. Die untern Gesichtspartieen traten außergewöhnlich hervor, während die obern sichtbar eingedrückt waren. Wenn man die blauen, weiten, mit einem rothen Streifen besetzten Pluderhosen abrechnete, war der Mann unter ein uniformirtes Militair nicht zu rechnen. Die Waffen bestanden in einer Pike von außerordentlicher Länge, einem Schleppsäbel und einem Paar Pistolen, die in einem grauen Leibgurt staken. Auf der Brust hing eine Kette sonderbarer Zierrathen, unstreitig Talismane und Beschwörungsmittel gegen böse Geister.

„Wenn ich nur erst so viel heraus hätte," sprach Ruffus, nachdem er sich den Fremdling von oben bis unten in Augenschein genommen, „ob der gute Mann wirklich ein Christ, oder ob er zu den Feueranbetern gehört. Das curiose Schnörkelwerk da will mir nicht gefallen, das schmeckt nach Vielgötterei."

„Und wär's ein Atheist," sprach Reinhold, „er ist mir hoch willkommen. An einen Satan glaubt er sicherlich, sonst wär' er nicht gegen den Napoleon zu Felde gezogen."

„Nun, diesem braven Manne," meinte Ruffus, „hat der Kaiser der Franzosen und König von Italien sicher nichts in den Weg gelegt. Er wäre gern daheim geblieben,

wenn nicht der Kaiser aller Reußen halb Asien gegen das Abendland aufgeboten hätte."

Mehrere der Spaziergänger, als sie die drei Freunde so friedlich und vertraut mit dem Asiaten gestikuliren sahen, hatten sich jetzt genähert und erhoben ein lautes Hurrah, welches von den weiter Zurückgebliebenen hundertfach wiederholt wurde. Der Kosak senkte zum Zeichen des Gegengrußes die Lanze, hielt es jedoch, da das Publikum immer größer wurde, für gerathener, sich zurückzuziehen. Er wollte mit einer dankenden Bewegung das Fläschchen zurückgeben, Gotthardt aber gab ihm zu verstehen, daß er es behalten könne, worauf jener wieder im Gebüsch verschwand. Ein lautes Hurrah folgte ihm.

„Ueber dieses einfältige Gehurrahe," brummte Ruffus; „das Volk ist so dumm, daß es mich dauert. Die ganze Stadt steckt voll Franzosen. Wenn sich diese an der russischgesinnten Stadt revanchiren, ist es ihnen gar nicht zu verdenken, und die vorlauten Schreihälse haben es allein auf dem Gewissen. Wir hätten uns außerdem mit der sonderbaren Pelzmütze noch angenehm unterhalten können; das unvernünftige Gebrüll hat sie davongejagt."

„Du bist ein seelenloses Amphibium," erwiderte ihm Reinhold in edlem Unwillen; „Du bist nicht fähig, den Jubel zu fassen, der unsere Brust beim Anblick der ersten Freiheitsboten enfüllt."

„Zanke wie Du willst," sprach Günther, „ich kann einmal in diesen Baschkiren und Tscherwäken keine Freiheit erblicken. Die Knute, die dem guten Manne am Sattel-

knopfe baumelt, ist ein Instrument, das mir alle Freiheitsideen so ziemlich verleidet."

Ein Schuß, der jetzt im Gebüsche fiel, jagte der bis zum Walde vorgegangenen Menge einen solchen Schrecken ein, daß sie sich schnell zum Rückwege nach der Stadt bewogen fühlte. Man überpurzelte sich fast.

„Ist denn Jemand todtgeschossen worden?" frug Ruffus.

„Nein doch," erwiderte Gotthard, welcher mit ziemlich ärgerlichem Blicke dem fliehenden Publikum nachschaute, „ein blinder Lärm."

„Da seh' man diese Thebaner," lachte Günther, „ich möchte den Commerz sehen, wenn so ein vorlauter Philister wirklich angeschossen wäre. Und dieses Volk will gegen den Napoleon aufstehen! Wenn ich jetzt die schwarze Thorwacht commandirte, ließ ich das Loch zustopfen. Das müßte ein Gaudium werden; drinnen Franzosen, hier die Russen, und inmitten die freiheitliebenden Familienväter. Die sollten ihr voreiliges Traktement schön bereuen."

„Ist doch selbst die berühmte alte Garde vor den Kosaken davongelaufen," entschuldigte Reinhold, „wer wollte es diesen friedlichen, waffenlosen Einwohnern zum Vorwurf machen."

„Hör' einmal, Schatz," erwiderte Ruffus ordentlich gereizt, „schone meine Lunge, ich bitte Dich; räsonnire auf die Franzosen, so viel Du willst, schlag' sie todt meinetwegen, aber greif' ihre militairische Bravour nicht an; Du weißt, ich kann diese neudeutschen Rodomontaden nicht leiden."

Reinhold berechnete jetzt, in welcher Zeit die Verbündeten am Rheine stehen könnten. „Wir haben jetzt März,"

sprach er, „die Russen führen vortreffliche Kavallerie mit sich, der Vicekönig kann sich nicht halten; in vierzehn Tagen schwärmen die Kosaken vor den Thoren Frankreichs, und dann erhebt sich ganz Deutschland.“

„Ich muß mich sehr wundern,“ fiel Ruffus mit gutmüthiger Satyre in die Rede, „daß Du Dich nicht patriotischer ausdrückst und sagst: „dann erhebt sich das ganze deutsche Vaterland.“ Aber mit Deinen russischen Kavalleriepläneu ist's Nichts. Napoleon sagt: „in den Ebenen von Leipzig will ich den Feldzug von 1813 eröffnen,“ und der muß es besser wissen als Du.“

„Diese Worte nehme ich für nichts, als eine prahlerische Büllctinphrase,“ sprach Gotthard; „auch ich bin der Meinung, daß sich der Vicekönig an der Elbe nicht halten kann.“

„Eugen sich nicht halten?“ frug Günther, „nun da kennt Ihr ihn schlecht. Seine Corps sind bereits so gewachsen, daß er sicher nicht an ein weiteres Zurückweichen denkt. Ceterum censeo, Napoleon sagt, bei Leipzig treffe ich sie, und da trifft er sie, und wird sie treffen und wird sie schlagen, und wenn Preußen nicht total den deutschen Philister auszieht und als junger Löwe einhersteigt, werden wir den kleinen Korporal und seinen Korporalstock so bald nicht los; denn die Russen machen das Kraut nicht fett, wenn es nicht schon fett ist.“

„Ja,“ rief Reinhold begeistert, „wer doch in Preußen lebte!“

„Unser Posten hier,“ bemerkte Gotthard, „ist nicht minder wichtig und ehrenwerth; wir haben genug zu schaffen

und zu fördern, bis Alles reif ist zu Einem großen Schlage."

„Ja, aber nur nicht zu vorwitzig in derlei Sachen," meinte Günther, „mir ist nichts abscheulicher als so eine von der Pfanne gebrannte Emeute. Der Katzenjammer, der darauf folgt, ist zu erbärmlich. Ich führe schlechterdings aus der Haut, wenn Ihr auf solche Weise zu Grunde ginget; nein, Ihr habt manche brillante Dummheit begangen, aber das hättet Ihr nicht verdient, nein, beim Himmel, das wäre zu schändlich."

„Und wenn wir unterlägen," sprach stolz und energisch Reinhold, „so würden wir dem bleichen Tyrannen zeigen, wie freie Männer zu sterben wissen."

„Mein Gott, was fragt ein bleicher oder rothbäckiger Tyrann darnach," fuhr Ruffus eifrig fort; „Kinder um Gotteswillen, Vorsicht, versprecht mir, schwört; überhaupt, sagt Euch von dieser vehmenartigen Conspiration los; lieber will ich Euch in einem russischen oder preußischen Bataillone sehen, den französischen Mündungen zwanzig Schritte vis à vis, als hier, Verschwörungen ausheckend; alle Stunden in Gefahr, arretirt und den andern Morgen erschossen zu werden. Bedenkt doch, Liebe und Getreue, in drei Teufels Namen, daß Ihr auf der einen Seite den Napoleon habt und seine Polizei, die beiderseits keinen Spaß verstehen, und auf der andern deutsche Philister, die sich wieder auf keine Verschwörungen verstehen, derlei Sachen perplex genug anfangen, und in der Regel, wenn der liebe Gott kommt und den Schaden besieht, das Kind mit dem Bade verschütten."

„Wir haben es mit der deutschen Jugend zu thun und mit keinen Philistern," belehrte Reinhold in etwas empfindlichem Tone.

„Mein Gott," eiferte Ruffus ärgerlich, „als ob die deutsche Jugend kein deutscher Philister wäre; nur etwas jünger und darum weniger zurechnungsfähig ist er. Aber kommt denn der Sohn Hochasiens nicht wieder zum Vorschein? Nein, er ist verschwunden und Alles wie ausgestorben."

Nachdem Ruffus mit seinem scharfblickenden Auge die Gegend durchspäht, mahnte er zum Aufbruch.

„Hier ist vor der Hand Nichts zu erholen," sprach er, „ich dächte, wir tränken ein Fläschchen Reibersdorfer bei Lotzmanns, dann kehrten wir zur Stadt zurück. Die Kosaken werden wir noch Zeit genug und in Menge zu sehen bekommen."

Die Freunde willigten ein. Man spazierte die Königsbrücker Straße zurück. Auf Schönbrunnen war noch viel Leben. Große Haufen Neugieriger standen vor der Hausthür und schauten nach dem Walde. In der Schenk- und Billardstube war es gedrängt voll, daß das Kleeblatt kaum an einem Tische in der Ecke Platz finden konnte.

Man bestürmte jetzt die drei jungen Männer mit Fragen über ihre Unterhaltung mit den Kosaken.

„Parlirte französisch wie gedruckt," sprach Günther trocken.

„Was Sie nicht sagen," erwiderte verwundert ein Altstädter Schneidermeister, und die Verwunderung griff um sich.

„In der That, wie gedruckt," fuhr der Humorist in vorigem Tone fort; „ein gelehriges Volk diese Kosaken — aber blutgierig."

„Wie so?" frug der Schneidermeister und sein Gesicht ward sichtbar länger.

„Nun," frug der Erzähler, „habt Ihr den Schuß nicht gehört?"

„Allerdings, allerdings," tönte es von mehrern Seiten, und die Spannung erreichte den höchsten Grad.

„Ein Bauer aus Klotzscha hat aufgehört zu leben," tönte es dumpf aus Günthers Munde.

Entsetzen bemeisterte sich der Zuhörer, Viele eilten nach Hut und Stock, ohne den weitern Hergang der tragischen Begebenheit abzuwarten; nur die Herzhaftern hielten Stand und Ruffus fuhr fort:

„Der Barbar wollte aus Dank für die erhaltene Schnapsflasche seine Fertigkeit im Pistolenschießen zeigen. Zum Glück für uns guckte ein Bauernkopf aus dem Gebüsch, sonst hätt' er einen von uns aufs Korn genommen."

„Also einen unschuldigen Landmann?" tönte es von mehrern Seiten in kläglichem Tone.

„Unschuldig?" frug Ruffus, „wer heißt dem Esel den Kopf hervorstecken, warum blieb er in so gefährlicher Zeit nicht in seinem Klotzscha. Die Kosaken schonen nicht, das mußt' er wissen."

Der unerschütterliche Ernst, mit welchem der junge Mann erzählte, ließ keinen Zweifel übrig; nur der alte Besitzer von Schönbrunnen, Lotzmann, ein abgesagter Franzosenfeind, wollte die Gräuelthat nicht auf dem freiheitbrin-

genden Kosaken sitzen lassen. Mehre Gäste stimmten bei. Man stritt Pro und Contra. Endlich erhob sich Ruffus:

„Meine Herren!“ rief er, „wenn wir noch lange disputiren, könnten wir leicht einen handgreiflichen Beweis von der Humanität jener sonderbaren Filzmützen erhalten. Wenn mich nicht Alles trog, deuteten die Worte jenes Buschkleppers auf einen Ueberfall der nächsten Häuser. Wir können, wie wir hier sind, heute noch als Geißeln im russischen Bivouak paradiren und uns gegen gutes Lösegeld ranzioniren.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als keine Macht der Erde die Anwesenden länger zu halten vermochte. Einer überbot den Andern an schlimmen Nachrichten und Befürchtungen. Man ließ die halb ausgetrunkenen Bierkrüge stehen, und in wenigen Minuten war das Billardzimmer bis auf Gotthard, Reinhold und Ruffus geleert.

„So,“ rief Letzterer lachend, „nun ist Luft; wir haben Platz, sind die Philister los, können sogar eine Partie Billard spielen. — Das wollt' ich nur haben. Aber Freund Gotthard schaut ordentlich finster darein, daß ich die Philister in die Flucht geschlagen.“

„Du weißt,“ sprach dieser, „daß ich das Leutefoppen nicht leiden kann.“

„Mein Himmel,“ eiferte Ruffus, „verdient denn dieses Volk etwas Besseres? Warum sind sie so vorwitzig, neugierig und dabei so hasenhaft. Wenn es so schwer ist, satyram non scribere, so ist mir's eben so unmöglich, solchen Leuten eine Nase nicht aufzuheften, zumal wenn ich

dabei die erlabende Aussicht habe, ihrer Gesellschaft los und ledig zu werden."

„Wirst Du denn heut einmal dem Convente beiwohnen?" frug Gotthard ablenkend, in ernstem, halb vorwurfsvollem Tone.

„Freund," erwiderte Ruffus, „verschone mich. Dieses Conspiriren, Associiren liegt mir nicht im Blute. Ich würde Euch nur zur Aergerniß gereichen, weil ich Alles mit zu viel Fischblut betrachte. Daß ich, wenn's gilt, mit Blut und Leben Euer bin, wißt Ihr; ich bin Euer Freund, aber kein Parteimann. Ich will mein eigner, folglich ein freier Herr sein. Ihr habt mein Herz, was wollt Ihr mehr?"

Gotthard reichte ihm die Hand. „Ich und Reinhold trauen Dir," sprach er, „aber in der jetzigen Zeit muß man auch den Schein vermeiden. Entsage dem Umgang mit französischen Offizieren, ich bitte Dich."

„Mein Gott," erwiderte Ruffus fast ärgerlich, „seid Ihr, sogenannte Patrioten, einseitige Leute. Weil diese wackern Krieger ihre Pflicht thun, für ihren Monarchen fechten; weil sie sich für eine Zeitlang durch Talent, Tapferkeit und durch unsere eigene Ohnmacht zu unsern Suprematen aufgeschwungen haben, soll ich, als den Welthändeln ganz fremd, auch den Privatverkehr mit ihnen aufgeben? Nein, da verlangt Ihr Unbilliges, das ich nicht bewilligen kann und mag. Ich befinde mich wohl in der Gesellschaft meiner französischen Bekanntschaft; es sind gebildete, humane Leute, was geht mich die Uniform an, die sie auf dem Leibe tragen?"

„Der Wahlspruch der Gegenwart," bemerkte Gotthard finster, „heißt: Entweder Für oder Gegen mich!"

„Ganz recht, draußen in der Schlacht," antwortete Ruffus; „aber jetzt sehe ich keinen Grund, mich unnützerweise wie ein Igel zusammenzurollen, unnahbar Allem, was unter der schönen Sonne Frankreichs geboren ist. Wie lange wird es dauern, und die Katzbalgerei beginnt von Neuem; ich bekomme meine lieben Bekannten vielleicht nie wieder zu Gesicht. Warum soll ich sie bereits jetzt für gestorben betrachten?"

„Es ist immer ein Unterschied zwischen Umgang und Umgang," belehrte Gotthard; „auch unser Albert, die treue deutsche Seele steht in Verbindung mit den Fremdlingen, aber es ist nur eine Art Convenienz, die seinen Patriotismus nicht compromittirt. Es wird ihm nie in den Sinn kommen, den Trinkgelagen der Fremden beizuwohnen, ihre Lieder zu singen und auf Deutschlands Unterdrücker anzustoßen."

„Hör' einmal, Schatz," sprach Ruffus, „wenn Ihr Euern Patriotismus darnach messet, ob man in diesem oder jenem Hotel soupirt, so weiß ich kaum, was ich davon halten soll. Was soll ich's leugnen, ein französisch Trinkgelag ist mir lieber, als ein ächt germanisches. Ich bin einmal über die academische Saufzeit hinaus; ich bin Gourmand, habe es gern, wenn auch bei der höchsten Heiterkeit die Grenzen des Anstandes nicht aus den Augen verloren werden. Darum kann ich Eure sogenannten patriotischen Gastereien, wo es im Anfang so seriös hergeht, als säße der liebe Herrgott in Person mit am Tische, und später die

halbe Gesellschaft unterm Tische liegt und sich erbricht, nicht leiden. Bei Franzosen habe ich das nie gefunden. Und was die Toaste anbelangt, so sollte mich der Teufel holen, Deutschlands Unterdrücker hochleben zu lassen; aber eine Macht der Erde soll mich verhindern, auf das französische Volk, auf Napoleon, das größte Genie der Weltgeschichte, und auf dergleichen hübsche Sachen anzustoßen."

„Ich begreife aber nicht," meinte Gotthard schmerzlich, „wie man überhaupt jetzt, wo das zertretene Vaterland an tausend Wunden blutet, dergleichen Zerstreuungen nachgehen kann."

„Ich gehe ihnen nicht nach," war Günthers Antwort, „aber ich nehme sie mit, wo sie sich finden, und wäre ein Thor, wenn ich's nicht thäte. Carpe diem — dic cur hic? sagt der Lateiner. Wird's etwa besser, wenn ich mich als Betbruder in eine Zelle sperre oder in die Wüste wallfahrte und Heuschrecken verzehre? Daß die Franzosen über kurz oder lang zum Lande hinaus müssen, davon bin ich so gut überzeugt, wie der beste Patriot; das sehen die Verständigen unter ihnen selbst ein und finden die Sache in der Ordnung. Also in der Hauptsache sind wir einig, Nebendinge kommen nicht in Betracht. Das ist meine Philosophie und ich befinde mich wohl dabei."

Es begann Abend zu werden und die Freunde schickten sich an, zur Stadt zurückzukehren. Als Ruffus aus der Hausthür trat, warf er noch einen Blick nach dem Walde.

„Schlaft wohl, meine guten Kosaken," sprach er, „Ihr mögt ein recht gutes Völkchen sein, aber Euer wackrer Kaiser, der Herrscher aller Reußen selbst, mag mir's ver-

zeihen, wenn ich in Euch keine Freiheitsapostel erblicken kann."

Schweigend gingen die Freunde dem Thore zu. Sie passirten das Schwarze Thor, durchschnitten die Neustädter Allee und gelangten auf die Elbbrücke. Hier arbeitete man noch an den Vorbereitungen zur Sprengung des einen Brückenpfeilers. Mit stillem Ingrimm gingen Gotthard und Reinhold vorüber; Ruffus blieb ein Weilchen stehen und betrachtete die Operationen aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte. Als er die vorausgegangenen Freunde eingeholt hatte, sprach er:

„Das muß man den Franzosen lassen, als Ingenieure stellen sie ihren Mann. Ich glaube nicht, daß, wenn's noch zur Sprengung kommt, die benachbarten Pfeiler im Geringsten verletzt werden. Monsieur Belmont, der die Arbeiten leitet, bot mir gestern eine Wette an, daß nicht einmal die Laternen der nächsten Pfeiler zerspringen sollten. Das wär' allerdings ein Meisterstück."

„Schweig von diesem Schandmal fremder Tyrannei," brach Gotthard los. „Es ist militairisch erwiesen, daß diese schändliche Zerstörung eines der schönsten deutschen Bauwerke nicht einmal Etwas nützt. Blos barbarische Zerstörungswuth ist es."

Ruffus wollte das nicht unbedingt zugeben. Man erreichte den Altmarkt. Noch einmal wandte sich hier Gotthard an den Freund.

„Ich gehe jetzt in unsere Versammlung," sprach er, „wie soll ich es entschuldigen, daß Du nie erscheinst?"

„Wie Du willst," erwiderte der Gefragte, „Du kennst mich, meine Ansichten und Gründe."

„Auch mich, Bruder, bitte ich, heute zu entschuldigen," sprach Reinhold, „grüße die Freunde; ich bin zu Günthers geladen auf heut Abend."

„Verläßt mich denn Alles?" frug mit trübem Lächeln Gotthard, reichte den Beiden die Hand und wandelte allein die Wilsdruffer Gasse entlang.

„Freund," begann Ruffus, als sie allein waren, „Du findest heute einen tüchtigen Thee- und Klatschklubb bei uns. Da gilt's vorher, sich zu stärken. Ein Glas Punsch bei Freund Conradi kann meines Erachtens nichts schaden in der feuchten Märzluft. Wir finden da zugleich Journale und Politiker."

Reinhold ließ sich zureden, und bald saßen die Beiden in der beliebten Restauration auf der Seegasse. Es befanden sich bereits mehre Gäste daselbst, auch einige französische Offiziere. Ruffus holte sogleich ein Paquet Zeitungen, die er vor sich ausbreitete.

„Nichts Neues von Bedeutung," sprach er nach oberflächlicher Durchsicht, „der Napoleon ist und bleibt ein Halbgott, wenn das Alles wahr ist, was hier steht. Bereits hat er eine neue Armee aus der Erde gerufen, eine wo möglich noch imposantere als die vorjährige. Das soll ein Andrer nachmachen. Wie's nur in Preußen stehen mag? davon erfährt man nichts; den französischen offiziellen Berichten ist hier nicht zu trauen."

Er blätterte weiter.

Reinhold, in Gedanken versunken, hatte wenig von

den politischen Referaten des Freundes vernommen. Sein Geist schien mit etwas ganz Anderem beschäftigt. Eine Frage schien ihm mehre Male auf den Lippen zu schweben. Endlich neigte er sich etwas verlegen zu dem lesenden Freunde.

„Wie geht es der Schwester Anna?“ frug er nicht ohne leises Erröthen.

„Wie es einem Mädchen ergeht,“ war die Antwort, „das sich zu viel um Politik bekümmert. Sie härmt sich als gute Patriotin über den Fall des Vaterlandes; phantasirt von niedergetretner Freiheit, von festem Zusammenhalten, Opferungen und was dergleichen poetische Dinge mehr sind.“

Reinhold nahm sich der Angegriffenen mit Feuer an.

„Sprich, was Du willst,“ fuhr Ruffus ruhig fort, „ich lasse mir's nicht nehmen, es ist mehr Einbildung. Als sie diese Dinge von unserm großen und schönen Vaterlande deklamirte, stellte ich einen kleinen prosaisch-geographischen Examen über dieses große und schöne Vaterland an, da bin ich mit Schrecken gewahr geworden, wie es mit ihrer Kenntniß des hochtheuern Landes beschaffen ist.“

Die Kreuzuhr schlug jetzt die sechste Stunde des Abends.

„Wenn wir nicht in Ungnade fallen wollen,“ sprach Ruffus aufstehend, „müssen wir jetzt aufbrechen. Ein solches Zuspätkommen steht bei einer Theegesellschaft noch über dem Verbrechen am Vaterlande.“

Die Beiden entfernten sich und wanderten nach der Pirnaischen Vorstadt, wo Günthers Familie wohnte.

Zweites Kapitel.

Als Ruffus mit seinem Freunde in das väterliche Haus trat, fanden sie bereits Treppen und Vorsäle erleuchtet. Sie stiegen in das erste Stock hinauf. Hier trat ihnen wie zufällig aus der ersten Flügelthür ein reizendes weibliches Wesen in schwarzseidenem Kleide entgegen. Etwas phantastisch ringelte sich das reiche Lockenhaar um das blendendschöne Antlitz und fiel dunkelschattend auf die königlich gebaute Schulter herab. Es war Anna. Ihr ganzes Wesen verrieth aber etwas freudig Gespanntes; die ganze Haltung und Bewegung zeigte von einer gewissen Hast. Das reizende Antlitz strahlte von innerer Freude. Ohne Reinhold im Geringsten zu beachten, eilte sie auf den Bruder zu, umschlang und küßte ihn.

Dieser blickte ganz verwundert umher und konnte sich im ersten Augenblicke das seltsame, wunderbar freudige Benehmen der Schwester, mit welcher er überhaupt selten harmonirte, gar nicht erklären, als diese ihm in's Ohr flüsterte:

„Die Nachricht ist da, Preußen hat Frankreich den Krieg angekündigt. Das ganze Land greift zu den Waffen. Oberst Brenner hat die Kunde direct von Breslau gebracht."

„Dacht' ich doch sonst was," sprach der in seiner Erwartung getäuschte Bruder und machte das indifferenteste Gesicht von der Welt. „Was ist da Außerordentliches?" fuhr er fort, „hab' ich das nicht gleich nach Yorks Abfall prophezeiht und täglich erwartet? Uebrigens begreif' ich nicht, worin das gewaltige Freudige steckt, wenn sich ein Paar Völker den Kampf auf Tod und Leben ankündigen, zumal für ein weibliches Gemüth, das eher davor erschrecken sollte."

Eine hohe Röthe der Schaam und des Unmuths überflog Anna's schöne Stirn. Sie fühlte, daß sie in der ersten Aufwallung ihres patriotischen Herzens die Grenzen der Weiblichkeit überschritten hatte; und nun die kühle Zurechtweisung durch den philosophischen Bruder in Gegenwart eines dritten jungen Mannes, der, wenn er ihr auch bekannt, doch ziemlich fremd war — Alles mußte verletzend auf sie wirken. Einen Augenblick stand sie in reizender Verlegenheit; doch ermannte sie sich schnell, und ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich zu verneigen, eilte sie den Gang entlang und verschwand in den hintern Zimmern.

„Nun wird sie gar unartig und läuft spornstreichs davon," sprach Ruffus ziemlich ärgerlich. „Hab' ich nicht Recht, es kommt nichts Gescheidtes heraus, wenn ein Mädchen zu viel politisirt."

Reinhold, in dessen Herzen sich die Erscheinung von

Neuem mit unauslöschlichen Zügen geprägt hatte, ergriff das Wort der Vertheidigung.

„Es war nicht zart von Dir,“ sprach er, „das arme Kind seiner Himmelsfreude so schmählich zu berauben durch trockene Worte und verletzende Hofmeisterei. Enthusiasmus ist eine Himmelsflamme, und Sünde ist es, auf so muthwillige und kränkende Weise sie zu löschen.“

„Was da,“ entgegnete Ruffus, „ich kenne meine Schwester. Ihr Patriotismus und Enthusiasmus ist eine Angelegenheit der Mode. Mir sind mehrere dergleiche patriotische Exemplare bekannt. Gern neige ich mein Haupt vor der Vaterlandsbegeisterung einer Polin, Spanierin, Brittin, ja wie jetzt die Sachen stehen, selbst vor den Frauen und Töchtern des wackern Preußenvolks — aber wenn ein Mädchen, das im Leben noch nicht aus dem Meißner Kreise herausgekommen ist, das den physischen und moralischen Druck der Fremdherrschaft kaum von Hörensagen kennt, denn unsre Familie ist ziemlich napoleonisch gesinnt, wenn das mit einem Male, blos weil es anfängt Mode zu werden, die Patriotin spielt, vom deutschen Vaterland, Römergröße, Tugend und Aufopferung faselt — das ist unweiblich, Unnatur, und Nichts bringt mich mehr in Harnisch, als dergleichen. — Da lob' ich mir Clärchen, es schickt sich das Lob zwar nicht für den Bruder, aber das ist wirklich ein ausgezeichnetes, liebes Kind; so eine echt mädchenhafte Natur, wie sie sein soll; Alles lauter und rein, wie ein Reh, aber das gibt sich. Sie kümmert sich den Guckuk um diplomatische Verhandlungen und ist zehnmal gescheidter als die patriotische Schwester. Seit der deutsche

Patriotismus in den Dresdner Familien um sich greift, hat das arme Kind manches harte Wort von der Anna hören müssen, denn sie ist dem Kaiser Napoleon, von dem sie so viel Großthaten hat erzählen hören, mit ganzer Seele ergeben."

Reinhold hatte von dem Lobe Clärchens wenig vernommen; noch immer stand die reizende Anna mit den dunkeln Locken vor seiner aufgeregten Phantasie und dasjenige, was dem Mädchen der Bruder zum Vorwurf machte, verlieh ihr in Reinholds Augen um so höhern Werth.

Als sich die Beiden in dem Kreise der theetrinkenden Damen niedergelassen hatten, kam das Gespräch bald auf die neuen morgenländischen Gäste, die sich diesen Nachmittag vor Dresden hatten blicken lassen. Die anwesenden Frauen und Mädchen waren erstaunlich neugierig, und Ruffus trug den Rencontre mit der Kosakenvedette mit vieler Laune und allgemeiner Ergötzlichkeit vor. Die Damengesellschaft bestand fast aus lauter Dresdnerinnen, welchen ein Kosak damals eine ganz außergewöhnliche Erscheinung war.

Während Ruffus im besten Erzählen war, und die Abenteuer des Nachmittags schönstens ausschmückte, trat der Hausherr, der in Ruhestand versetzte Geheimrath Günther, in's Zimmer.

„Meine Damen," sprach er, „falls Ihnen noch nicht der Anblick eines russischen Wachtfeuers, von denen wir so oft in den Zeitungen gelesen haben, geworden ist, würde ich Sie ergebenst bitten, sich noch ein Stockwerk höher zu bemühen, von wo man die ganze flammende Linie auf den Höhen der Dresdner Haide überschauen kann."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und Alles brach auf. Man stieg in das zweite Stockwerk des geräumigen und hochgelegenen Hauses. Hier war die Aussicht freier.

Auf der Mitternachtsseite leuchtete eine ziemliche Linie von Wachtfeuern, welche weit in die dunkle Märznacht hinausleuchtete. Diese mitternächtliche Röthe hatte aber etwas Unheimliches. Mehre der Damen konnten sich eines Schauers nicht erwehren.

„So sind denn diese berühmten Feuerleins von Moskau bis Dresden marschirt," sprach Ruffus, „was man erleben muß!"

„Und werden bald durch ganz Deutschland leuchten," fügte Reinhold hinzu.

„Vorausgesetzt," bemerkte Ruffus, der des Freundes Wort vernommen, „daß sie der kleine Nap nicht ausputzt oder hinter die Weichsel zurückjagt."

Eine weibliche Stimme sprach halblaut: „Sie sind die nächtliche Aurora, welche dem großen Freiheitsmorgen vorhergeht."

Clärchen, die neben Ruffus zum Fenster hinaussah, mußte laut lachen.

„War's nicht Anna?" frug Letzterer die jüngere Schwester. Diese nickte. Ruffus aber sprach laut:

„Ich habe eine etwas prosaischere Ansicht über diese Feuer. Sie kommen mir vor wie Irrlichter oder, auf gut Dresdnerisch, wie Irrwische und ich sehe nichts Erfreuliches daran."

Der Geheimerath berechnete jetzt nach dem Umfange

der nächtlichen Bivouaks die ungefähre Stärke der feindlichen Streitmacht.

„Es scheinen mir blos einige Kosakenpulks,“ sprach er, „vielleicht nur ein Streifcorps der großen russischen Armee.“

„Nur Geduld,“ erwiderte Ruffus, „die Kanonen und Grenadiermützen werden nicht ausbleiben. Das kann ein artiges Rencontre geben wegen des Elbüberganges; die Franzosen hier scheinen keine große Lust zu haben, Dresden zu verlassen, und werden sich zu wehren wissen.“

„Um Gotteswillen, machen Sie uns nicht bange,“ baten mehre Damen.

„Die Neustadt und der neue Anbau wird sich freilich nicht halten können. Der wird in den nächsten Tagen kosakisch, aber wir Altstädter bleiben gut napoleonisch.“

Eine französische Patrouille zog jetzt unter den Fenstern vorüber.

„Hören Sie die festen, sichern Tritte dieser Krieger?“ tröstete Ruffus; „es liegt so eine siegesgewisse Haltung in dem Franzosen, die dem Verzagtesten Muth einflößt. Ueberdies wird Davoust mit zwölftausend Mann von Meißen her erwartet. Mit ihnen hält er den Orient in Schach, bis der Kaiser kommt.“

Die kalte Nachtluft wehte alsbald zu unfreundlich durch die Straße und trieb die Gesellschaft in das untere Stockwerk zurück.

Reinholden ward jetzt Muße, auch die jüngere Tochter des Geheimraths, das von Ruffus belobte Clärchen, die erst vor Kurzem aus der Pension in das väterliche Haus

zurückgekehrt war, zu beobachten. Es war ein blondes, liebliches Gesichtchen von kaum siebzehn Jahren, mit blühendschönen, aber etwas muthwilligen Augen.

Ruffus, der es bemerkte, wie der Freund die jüngere Schwester fixirte, lächelte.

„Wie findest Du meinen Liebling?“ frug er.

„Allerliebst,“ war die Antwort, „ein kleiner Engel.“ In seinem Herzen aber hatte bereits die anderthalb Jahre ältere Anna Platz genommen.

„Weißt Du auch,“ frug Jener weiter, „weshalb Clärchen von Anna sehr beneidet wird?“

„Was könnte die vollendet schöne Anna noch zu wünschen haben?“ erwiderte der Gefragte.

„Die blonden Locken,“ erzählte der Bruder; „Anna hat schwarzes Haar; aber diese Farbe dünkt ihr dermalen nicht patriotisch genug genug. Sie wünscht sich blonde Locken à la Thusnelde.“

Das Gespräch in dem Damenkreise kam jetzt auf die Sprengung der Elbbrücke. Ruffus war der Einzige, der diese Maßregel in Schutz nahm. Reinhold erklärte sich auf eine Art dagegen, die sein politisches Glaubensbekenntniß ziemlich deutlich an den Tag legte.

Frau von Sternburg, eine junge, etwas coquette Witwe, sprach sich über die mit vieler Wärme gesprochenen Worte des jungen Mannes sehr anerkennend und belobend aus. Sie begleiteee ihr gespendetes Lob mit einem Blicke, der einen andern als Reinhold, in dessen Brust nur Anna's Bild lebte, in den dritten Himmel versetzt haben würde.

Anna ward jetzt ebenfalls aufmerksam auf den Freund des Bruders. Sie war zeither ziemlich theilnahmlos an ihm vorübergegangen, obschon er in den Augen der Damen als ein höchst liebenswürdiger junger Mann erscheinen mußte. Die Patriotin zeigte diese Theilnahmlosigkeit, ja Nachlässigkeit gegen alle junge Männer ihrer Bekanntschaft. Theils waren sie ihr zu französisch gesinnt, theils auch wollte sie sich das Ansehen geben, als zieme es einer ächten Vaterlandsfreundin in der jetzigen verhängnißvollen Zeit nicht, sich in Herzensangelegenheiten einzulassen. Bei Reinhold, der sich so offen und energisch gegen die Fremdherrschaft ausgesprochen hatte, schien sie nicht abgeneigt, eine Ausnahme stattfinden zu lassen. Als sie ihm daher die Porzellanschale mit dem Bisquit präsentirte, sprach sie mit vieler Anmnth: „Sie haben recht schön gesprochen; ach,“ setzte sie mit einem unterdrückten Seufzer halb flüsternd hinzu: „wenn sie Alle so dächten!“

Der glückliche Reinhold schwamm in einem Meere der Glückseligkeit. Er wagte einen scheuen Blick in die schönen Augen.

„O, mein Fräulein,“ sprach er mit schöner Wärme, „so denken Tausende und Bessere als ich.“

„Dann wird die heilige Sache siegen,“ verhieß Anna mit Gewißheit verkündenden Augen.

„Das wird sie, beim Himmel!“ betheuerte Reinhold, „oder es müßte keinen Gott der Gerechtigkeit geben.“

Ruffus, der in Gesellschaft von Damen gern in eine harmlose und launige Opposition trat, behauptete, Napoleon dürfe, um seinem Ruhme nichts zu vergeben, nicht

eher Frieden schließen, als bis er die Russen bis über den Niemen zurückgejagt habe. Er für seine Person überhaupt würde an des Kaisers Stelle nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, als bis er Alleinherrscher von Europa wäre. Nur dann sei ein wahrer Friede denkbar. Ein Kaiser von Europa könne alsdann weit segensreicher wirken, als alle dermaligen Kaiser, Könige und Fürsten zusammengenommen. Italien, die Türkei, Deutschland, Schweden, England u. s. w. seien dann nur Provinzen Eines großen Reichs, und unter diesen könne alsdann kein Krieg mehr ausbrechen. Dann gäbe es nur Ein Maß und Gewicht, Einen Münzfuß, Eine Administration, und die französische Sprache wäre das gefälligste Bindemittel der ganzen Welt.

Obschon alle diese Worte mehr auf einen Scherz uud eine Mystification hinausliefen, war doch Reinhold so unklug, sie für baaren Ernst zu nehmen. Er glaubte das beste Mittel gefunden zu haben, sich bei Anna zu insinuiren, und eben so erwärmt von dem Gegenstande, als im Bewußtsein, daß das geliebte Wesen seine Ansichten theile, sprach er sich so unverholen und so rücksichtslos gegen das Napoleonische System aus, ließ so viele Andeutungen über den in Sachsen nnd namentlich in Dresden verzweigten Tugendbund hindurchblicken, that so viel höchst unkluge und bei den damaligen Zeitumständen gefährliche, ja verbrecherische Aeußerungen, daß die Anwesenden, nachdem er seine Philippika geendet, anstatt Beifall zu zollen, ein fast unheimliches Schweigen beobachteten. Wiewohl der junge Patriot Mehrern aus der Seele gesprochen hatte, so war

doch damals die Zeit noch nicht gekommen, so rücksichtslos die Meinung seines Innern auszusprechen. Selbst Ruffus, den Nichts leicht aus seiner humoristischen Ruhe zu bringen vermochte, rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, und ward plötzlich in ein Nebenzimmer gerufen. Hier stand sein Vater, der Geheimerath.

„Welch' unbesonnenen Menschen," frug dieser, „hast Du mir in's Haus gebracht? Unsere Soirée besteht fast nur aus Damen, und diese gerade vermögen am Wenigsten reinen Mund zu halten. Ich kann auf das Abscheulichste compromittirt werden. Die französischen Behörden sind mir, obschon ganz unnöthiger Weise, ohnedies nicht gewogen; wenn nun solche handgreifliche Gravamina in meinem eigenen Hause vorfallen, setze ich mich der größten Unannehmlichkeit aus. In den gegenwärtig gespannten Zeitverhältnissen erweckt der unbedeutendste Schein Verdacht und bringt Gefahr."

Ruffus suchte den Freund bestmöglichst zu entschuldigen und behauptete, daß Reinhold allerdings höchst unvorsichtige Aeußerungen gethan habe, bei den heut' Versammelten aber wohl keine Gefahr zu befürchten sei. Das einzige bedenkliche Gesicht wäre Frau von Sternburg, um so mehr, als sie sich für den Freund zu interessiren scheine.

Als Ruffus in das Damenzimmer zurückgekehrt war, fand er auch wirklich genannte Dame mit dem Freunde im Gespräche vertieft. Sie ließ es sich angelegen sein, den jungen Mann mit dem silbernen Netze ihrer Liebenswürdigkeit zu umspinnen, doch war es bei Reinhold mehr das po=

litische Interesse, das ihn zu seiner Nachbarin hinzog, als der Zauber der schönen Frau.

Dem jungen Günther, der das aufrichtige und unvorsichtige Temperament des Freundes kannte, war dieser angelegentliche Discurs höchst unangenehm.

„Entweder," sprach er für sich, „ist die Frau in ihn verliebt, oder sie birgt einen bösen Plan." Er suchte daher so zu manövriren, daß er bald an der andern Seite der Frau von Sternburg zu sitzen kam. Er beobachtete eine Zeitlang unbemerkt das Gespräch; es drehte sich allerdings um politische Interessen, aber auf eine Art, daß Reinhold weniger Gefahr laufen konnte. Plötzlich aber, und scheinbar zufällig, kam die Rede auf den in Dresden verzweigten Tugendbund. Ruffus warf dem Freunde einen warnenden Blick zu. Reinhold aber schien ihn nicht zu beachten, und die patriotische Wärme, mit welcher sich Frau von Sternburg expectorirte, so wie die schlau angelegten künstlichen Wendungen des Gesprächs, drohten dem jungen Manne manches in der Brust sorgfältig bewahrte Geheimniß zu entreißen.

Jetzt dünkte es Ruffus Zeit, eine entscheidende Diversion zu machen. Er wandte sich an Frau von Sternburg mit der Bitte, ein Gesellschaftsspiel zu arrangiren. Obschon dieser Auftrag ihr etwas unangenehm kam, war sie doch weit entfernt, sich das Geringste merken zu lassen; sie protestirte nur mit lachendem Munde gegen das ihr angemuthete Arrangement. Indessen wurde sie von Reinhold, Ruffus und den Damen dermaßen bestürmt, daß sie ein recht geistreiches Pfänderspiel angab. Die gewandte Frau

leitete die höchst angenehme Unterhaltung mit der ihr eigenthümlichen Anmuth und Grazie, und als die verfallenen Pfänder ausgelös't werden sollten, wußte sie die drolligsten Aufgaben und Auslösungen. So mußte Anna ein bombastisches Lobgedicht auf Napoleon recitiren, worüber sich ihr Patriotismus höchlich empörte. Als die Reihe an Reinhold kam, welcher seine goldene Uhr nebst Kette als Pfand gegeben hatte, woran also der Pfandschuldner leicht zu erkennen war, that Frau von Sternburg, als wenn der Fond ihrer sinnigen Aufgaben erschöpft wäre. Sie legte nachdenkend die Hand an die schöne und geistreiche Stirn.

Zum zweiten Male frug die Dame, welche die verfallenen Pfänder beherbergte: „Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe?"

„Ich weiß nichts mehr," sprach endlich Frau von Sternburg, und gleich darauf leicht hingeworfen und lachend: „Es soll mir morgen eine Visite machen."

„Das fehlte noch," brummte Ruffus für sich. Reinhold aber schien mit dieser Pfandauslösung gar nicht unzufrieden.

Die Zeit war während dieses unterhaltenden Spiels bedeutend vorgerückt, so daß, als es zu Ende, ein ziemlich allgemeiner Aufbruch erfolgte. Reinhold kehrte, die Brust voll der seligsten Gefühle, nach seiner Wohnung zurück.

Drittes Kapitel.

Reinhold übersann so eben seine Toilette, um so geschmackvoll als möglich bei Frau von Sternburg zu erscheinen, als Ruffus hereintrat. Dieser hielt nicht lange hinterm Berge und theilte dem Freunde unverhohlen seine Ansichten und Befürchtungen in Betreff der genannten Dame mit. Zugleich las er ihm wegen seines unvorsichtigen Benehmens am verflossenen Abend tüchtig und derb den Text.

„Wenn Du so fortfährst, das Herz auf der Zunge zu haben,“ sprach er, „ist Euer Tugendbund binnen drei Mal vierundzwanzig Stunden aufgehoben, arretirt, deportirt, vielleicht gar füselirt. Du denkst, weil wir gestern die Ehre hatten, dem ersten Kosaken unsere Aufwartung zu machen, sei es mit der Fremdherrschaft in Sachsen zu Ende und man könne den Franzosen den Daumen auf's Auge drücken. Wir wollen in einem Vierteljahre, wenn Du bis dahin als Rebell nicht todtgeschossen bist, weiter über das Kapitel sprechen. Daß Ihr Freiheitsleute trotz aller Belehrung so wenig Vernunft annehmt. Es stünde beim Himmel mit

der ganzen sogenannten Freiheit lange nicht so miserabel, wenn ihre Bekenner einigermaßen gescheidter zu Werke gingen und nicht so oft das Kind mit dem Bade verschütteten. Das ist ja eben der Jammer mit den Liberalen. Sie wissen in der Regel nicht, was sie wollen, und wenn sie sich's klar bewußt sind, so hat jeder Einzelne wieder seine Separatansichten. Der unbeschränkten Monarchie sind sie aus Princip Feind, sie wollen republikanische Institutionen. Darum heißt's: Viel Köpfe, viel Sinne. Deshalb kommt selten Kluges zum Vorschein. Nehmt Euch zum Henker ein Beispiel an Euern Gegnern. Seht, die wissen, was sie wollen, die gehen sicher und wohlconcentrirt auf ihr Ziel, und reüssiren damit weit öfter. Jetzt mag's noch gehen," fuhr er nach einer Pause fort, „da ist die nächste Angelegenheit, die Franzosen über den Rhein zu jagen. Hierin sind die Liberalen einmal alle einverstanden und consentiren mit Fürsten und Völkern. Darum wird das Unternehmen auch gelingen. Aber wie es werden soll im deutschen Lande, wenn die Franzosen wirklich hinaus sind, was alsdann die Freiheitsfreunde für sonderbare Sachen angeben werden, das wird ein Stück entweder zum Todtlachen oder Todtweinen. Doch bis dahin hat es noch Zeit. Mir ziemlich einerlei. Am Herzen liegt mir nur, daß Du in der Gegenwart ein wenig gescheidter zu Werke gehst."

Reinhold in seiner jugendlichen Unbefangenheit, bei seiner geringen Menschenkenntniß und dem Vertrauen, das er noch für die meisten Menschen in seiner Brust bewahrte, konnte gar nicht begreifen, wo die Gefahr in seinen gestri=

gen Reden liegen sollte; und was Ruffus über die Frau von Sternburg äußerte, hätte er fast übel genommen.

„Es ist nicht möglich,“ rief er einmal über das andere im Zimmer auf- und ablaufend aus, „nicht möglich, Du hast nicht in ihr Herz geblickt, wie ich; hättest Du die innige Theilnahme erkannt, womit sie für die heilige Sache glüht, würdest Du anders sprechen. Vorsicht ist allerdings höchst nöthig in der jetzigen Zeit, aber wo sich der Himmel so überzeugend offenbart, soll man da kleinlicher Furcht, Rücksichten und wie die brustbeengenden Rathschläge alle heißen, Gehör geben?“

„Der Gebrannte scheut das Feuer,“ antwortete Ruffus trocken; „nicht Alles, was glänzt, ist Gold; trau, schau, wem; Du siehst, ich werde noch zum Sancho Pansa; aber daß die Sache mit Vorsicht behandelt werden muß, dafür zeugen die Menge Sprichwörter.“

Es klopfte, ein Bedienter trat herein und brachte eine Einladungskarte zum Souper auf morgen Abend bei Herrn von Ferrier.

„An mich?“ frug Reinhold verwundert sich die Stirn reibend, „hab' ich doch kaum einige Mal den Namen des Herrn von Ferrier nennen gehört. Meinen Empfehl,“ sprach er zu dem Diener gewendet und dieser entfernte sich. „Also wirklich an mich?“ frug er wiederholt.

„Falls Du Reinhold Steinberg getauft und benamt bist,“ versetzte Ruffus, nachdem er die Karte gelesen, „wird's wohl nicht anders sein. Ferrier ist Intimus des französischen Gesandten und liirt mit Frau von Sternburg. Da hast Du den ganzen Zusammenhang. Wenn Du weniger eigen-

sinnig über die deutschen Freiheitsangelegenheiten dächtest, würde ich Dir unmaßgeblich die französisch diplomatische Carriere anrathen. Du hast mehr Glück als Verstand. Auf diesem neuen Terrain kannst Du mehr wagen. Eine hübsche intriguante Frau und den Freund eines künftigen Ministers auf der Seite, mit diesen Streitkräften ist etwas zu machen."

Reinhold, der unentschlossen im Zimmer auf- und abgegangen war und auf des Freundes Rede wenig gehört hatte, blieb jetzt stehen.

„Aber ich kann doch," frug er, „bei einem erklärten Feinde und Unterdrücker meines Vaterlandes unmöglich zu Abend essen?"

„Zu Abend oder zu Mittag oder zum Frühstück das ist einerlei," meinte Ruffus, „und ich frage, warum nicht?"

„Aber mein Bruder, unsere Freunde, was sollen die denken?"

„Mögen sie denken," lachte Ruffus, „sie denken so in der Regel nicht viel."

„Freund, laß den Scherz," bat Reinhold, „räthst Du mir die Einladung anzunehmen, da ich außer der politischen Antipathie keinen Grund habe, sie auszuschlagen, und privatim Herrn von Ferrier, mag er mit der Ladung eine Absicht verbinden, welche er will, was die conventionellen Formen der Artigkeit betrifft, nicht verletzen möchte."

„Nun," sprach Ruffus, „wenn Du einigermaßen den Kopf zusammennimmst und nicht zu tief in die französischen Gläser guckst, könntest Du vielleicht Deinen gestrigen Schwabenstreich wieder gut machen. Ausschlagen kannst Du die

Einladung gleich gar nicht, das würde Deine Napoleonischen Antipathieen vollends offenbar machen und die Gefahr nur vergrößern."

„Da kommt Gotthard die Straße herauf," sprach Reinhold, der am Fenster stand. „Sein Gang ist hastiger als gewöhnlich, er muß Wichtiges mitzutheilen haben."

Nicht lange darauf trat auch der Genannte in's Zimmer. Sein Blick flammte von ungewöhnlichem Feuer.

„Wiss't Ihr's schon," frug er, die Beiden an den Armen fassend und schüttelnd, „ganz Schlesien, Brandenburg, Pommern, sämmtliche Ostprovinzen haben sich bei dem Aufrufe des Königs wie mit einem Wetterschlage erhoben. Das preußische Heer, vor wenig Wochen nicht über vierzigtausend Mann stark, zählt jetzt nahe an zweihunderttausend. Oesterreich rüstet mit Macht, in Süddeutschland bedarf's nur des zündenden Funken und Alles steht in Flammen. Freunde, umarmt mich, es scheint doch, als wolle es Morgen werden. Ihr hättet gestern bei unserm Convente sein sollen. Da erzählte ein junger Schlesier, welcher direct aus dem preußischen Hauptquartier angelangt war. Das Herz jubelt in der Brust, es klingt märchenhaft jene Sage von dem großartigen, donnerähnlichen Aufstande des gesammten preußischen Volks. Seit den Römerzeiten sah Deutschland nichts Aehnliches."

„Nun, und der Krieg ist officiell erklärt?" frug Reinhold.

„Allerdings;" erwiderte freudig der Bruder, „der französische Gesandte in Breslau hat bereits seine Pässe erhalten."

„Herrlich, herrlich," jubelte Reinhold, „die Preußen sind ein göttliches Volk."

„Ja, ich wünschte, ich gehörte auch dazu," meinte Ruffus. „Da wüßte man doch, was man eigentlich wär'. Wir Sachsen wissen's aber nicht."

„Wir sind Deutsche," sprach Gotthard mit Ernst und auf das letzte Wort besondern Nachdruck legend.

„Ja so," brummte Ruffus fort.

„Die Franzosen," fuhr der ältere Steinberg fort, „können sich nicht acht Tage mehr in Dresden halten. Sie werden unfehlbar die Brücke sprengen; aber hoffentlich ist dies die letzte Schandthat, die sie Muße haben in Sachsen zu vollbringen."

„Nicht acht Tage?" frug Günther. „Nun Schatz," fuhr er nach Reinhard gewendet fort, „da nimm das Souper noch mit."

Gotthard erblickte jetzt die Einladungskarte.

„Wie?" rief er, „bei Ferrier diesem Spion."

„Spion?" frug Ruffus, „schon wieder Spion? Wie viel Spione creirt Ihr alle Tage. Es kommt noch dahin, daß Ihr scharfsichtigen Leute in jedem französischen Soldaten einen Spion seht."

„Von diesem Ferrier haben wir aber die Beweise in Händen," entgegnete heftig Gotthard; „ich gebe es nimmer zu, daß Du die Einladung annimmst. Abgesehen von der persönlichen Gefahr, in die Du Dich begibst, wäre auch das Brandmal, das Dir aufgedrückt würde, schwer wieder abzuwaschen; wenigstens würden die Unsrigen gerechten Anstoß nehmen, je wieder in Gemeinschaft mit Dir zu treten."

„Seltsame Begriffe von Ehre und Brandmal habt Ihr,

das muß ich gestehen," sprach Ruffus. „Ihr mögt die bravsten Leute von der Welt sein, aber zugleich die einseitigsten."

„Aber wie entschuldige ich mich?" frug Reinhold „unartig mag ich nicht erscheinen."

„Auf die einfachste und würdigste Art," versetzte Gotthard; „Du dankst, weil es Deinem Gewissen zuwider wäre, mit dem Feinde Deines Vaterlandes an Einem Tische zu speisen."

„Mein Gott," zankte Ruffus, „könnt Ihr es denn gar nicht erwarten, arretirt zu sein? Was hat denn das Vaterland und die Liebe zum Vaterland mit einem friedlichen Abendessen zu schaffen, wozu man von einem artigen Wirthe eingeladen ist. Soll denn die heillose Politik bis auf die Kochtöpfe herab ihr feindliches Wesen treiben? Hat der König von Preußen nicht noch vor wenig Wochen französische Feldherren, die in den nächsten Tagen gegen sein Reich und seinen Thron das Schwert ziehen werden, an seiner Tafel gesehen! Oft sind Todfeinde gezwungen, mit einander an einem Tische zu essen. Sie müssen sich zutrinken und möchten sich vergiften. Höflichkeit sind wir dem Teufel schuldig; wenn er höflich gegen uns ist, und ein wenig Politik und Umsicht ist in allen Dingen nütze. Uebrigens will ich Dir keineswegs zureden, die Ferriersche Einladung anzunehmen, wenn Gotthard überzeugt ist, daß Deutschlands Ehre darunter leidet; aber einen schicklichen Entschuldigungsgrund halte ich hier mehr denn irgendwo an seinem Platze."

„Ich glaube unter gegenwärtigen Umständen," sprach Gotthard, „daß wir nicht mehr nöthig haben, so außerordentliche Rücksichten gegen unsere Feinde zu nehmen. Die Zeit ist meines Erachtens gekommen, daß wir uns demas-

kiren. Die Politik des sächsischen Cabinets muß sich in wenig Tagen entscheiden. Sachsen kann sich der Allianz mit Rußland und Preußen gar nicht entziehen. Es ist von den Verbündeten so gut wie erobert. Sein Uebertritt wird auch Oesterreich dazu vermögen, so wie die andern Rheinbundfürsten. Es ist ja Ein großes, gewichtiges und gemeinsames Interesse, was diese entschiedene Politik erfordert. Daß Napoleon mit Macht rüstet, will ich glauben, obschon den übertriebenen Berichten von seiner neugeschaffenen Macht nicht auf's Wort zu trauen ist. Es wird allerdings noch manch harten Strauß geben, aber hält Deutschland zusammen, kann der Sieg der guten Sache nicht ausbleiben. Ich will doch sehen, wenn ein Volk, wie das deutsche, fremde Knechtschaft nicht länger ertragen will, welche irdische Macht es verhindern wollte, frei zu werden. Wie jetzt die Sachen stehen, können wir nicht mehr zurück; der Würfel ist gefallen, entweder wir werden frei oder Knechte von Paris."

„Du hast Recht, Bruder," rief Reinhold und die Vaterlandsbegeisteruug schlug wieder mächtig in ihm empor, „in dem bevorstehenden Kampfe auf Tod und Leben sind die seidenen Bänder, die heuchlerischen Zierrathen der Convenienz und Etiquette zerrissen. Warum der längere unerträgliche Zwang, diese demoralisirende Demuth, wo das Herz ergrimmt ist? Mag er denken, was ihm beliebt, ich gehe nicht zu Ferrier."

„Nun, wie beliebt," meinte Ruffus, „wo die Vernunft aufhört, fängt der Wahnsinn an. Wer nicht hört, mag fühlen. Ich habe das Meine gethan und kommt Dummes

zum Vorschein, trag' ich die Schuld nicht.“ Er reichte nicht ohne gewissen Schmerz den zwei Brüdern die Hand und wollte gehen; aber Gotthard umarmte ihn und hielt ihn zurück.

„Alte, treue Seele,“ sprach er mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, „wir wissen ja, daß Du es brav und gut meinst; aber wir sind einmal aus anderm Teige geknetet als Du. Unsere Begeisterung läßt Dich kühl, darum werden wir uns in den jetzigen begeisternden Zeiten nie verstehen. Deine Ideen, die von Vaterland und Freiheit nicht viel wissen wollen, passen jetzt nicht, Du magst zu einer andern Zeit Recht haben, aber gegenwärtig wahrlich nicht.“

„Das geb' ich zu,“ erwiderte Ruffus, „wo man mit dem Kopfe gegen die Wand will, werd' ich immer Unrecht haben. Apropos,“ wandte er sich nach einer Pause zu Reinhold, „mit der Visite bei Frau von Sternburg wird es nun wohl auch nichts?“

„Sternburg,“ fiel hier Gotthard hastig ein, „wie? kennt Ihr diese?“

„Warum nicht,“ antwortete Ruffus, „meine Familie ist mit dieser Dame sogar entfernt liirt.“

„Dieses himmlische Weib,“ fuhr Gotthard begeistert fort, „dieses reizende Wesen, schön wie ein Engel und glühend für des Vaterlands Rettung aus Ketten und Schmach.“

„So?“ sprach Ruffus trocken.

„Unser Freund ist in Betreff dieser Dame nicht ganz Deiner Meinung,“ bemerkte Reinhold.

„Schon wieder,“ rief Gotthard, „er hat einmal den

Spleen. Aber ich darf mich deshalb nicht mit ihm überwerfen. Er muß mich mit ihr bekannt machen."

„Du würdest sie doch nicht kennen lernen," sprach Ruffus.

„Wie so, warum nicht?" frug Gotthard.

„Weil sie nicht ist, was sie scheint," war die Antwort.

„Da müßte sie ein Genie sein an Verstellung," entgegnete der ältere Steinberg, „und ein Teufel zugleich; Beides undenkbar. Ich sah sie vor ungefähr acht Tagen bei einem Diner auf dem Linkeschen Bade. Sie war die personificirte Liebenswürdigkeit und die einzige Dame, welche es wagte, sich über die gedrückten Zeitverhältnisse freimüthig auszusprechen, trotz der Anwesenheit mehrerer königlicher Beamten, denen man ansah, in welch unbehaglicher Lage sie sich befanden. Als der Champagner circulirte, brachte sie den deutschen Kriegern den Toast: den nächsten Jahrwuchs des Champagners an der Quelle zu trinken."

„Wenn Du nach ihrer nähern Bekanntschaft lechzest," sprach Ruffus, „so associire Dich nur mit Reinhold, welcher gestern Abend ihr Herz complet erobert hat, und diesen Vormittag zur Visite geladen ist."

„Wirklich, Glücklicher!" rief Gotthard, „da hätt' ich fast große Lust, Dein Begleiter zu sein. Ob sie dies übel aufnehmen würde?"

„Kann ihr im Gegentheil nur angenehm sein," gab Ruffus zur Antwort, „zwei Fliegen zu treffen, ist immer besser als eine."

„Höre, Freund," sprach der ältere Steinberg nach einer Pause etwas gereizt, „Deine Laune scheint heute nicht

die beste. Wenn ich blos darunter leide, vergebe ich Dir gern; aber nicht schön finde ich's, ein Wesen, das ich hochachte, muthwilliger Weise in ein schlechtes Licht zu setzen."

„Deutsche Geduld, verlaß mich nicht," platzte Ruffus heraus; „so vernehmt denn, Ihr Vaterlandsbefreier, die Ihr im Begriff steht, einer schlauen Kokette in's Netz zu laufen; diese hochbelobte Frau von Sternburg ist nach meiner moralischen Ueberzeugung nichts Anderes, als eine Intriguantin im Dienste der französischen Regierung. Sie spielt ihre Rolle so vortrefflich, daß ihr geheimes Spiel nur von äußerst Wenigen geargwöhnt, aber ich glaube, von Niemand durchschaut wird. Selbst die Meinigen sind über diese kluge Frau im Irrthum, und vergeblich war mein Bemühen, sie von der gestrigen Soirée auszuschließen. Bei ihrem deutschen Patriotismus riskirt sie nichts; er gehört zu ihrer Rolle. Die politische Stimmung in den Dresdner hochgestellten Familien zu recognosciren und zu sondiren, das ist ihr Amt; wenn eine andere Dame sich über die Franzosenherrschaft so freimüthig expectoriren wollte, wie es die Sternburg sehr oft thut, selbst in Gegenwart französischer Beamten und Militairs, man würde ihr längst den Mund verstopft haben. Aber daß es mit diesem fingirten und forcirten Patriotismus nicht weit her, daß er blos Maske ist, begreifen die weisen Dresdner nicht, oder wollen es nicht begreifen, und lassen sich wissentlich und unwissentlich düpiren nach Herzenslust."

„Es ist nicht möglich," rief Gotthard in halb schmerzlichem Tone, „man kann sich nicht so täuschen!"

„Theurer Freund," lächelte Ruffus, „Niemand läßt

sich leichter täuschen als ein Freund der Tugend und der Freiheit; Ihr Beide seid solche, und werdet darum nur zu oft getäuscht werden."

„Noch kann ich's nicht glauben," fuhr Gotthard zu Ruffus gewendet fort, „es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, gewiß, daß Du Dich in Betreff der Sternburg geirrt hast; auch hoffe ich's von ganzer Seele; aber wäre es dennoch, und sie wahrhaft die Schlange, dann, schwöre ich Euch, daß ich der Erste bin, der ihr den Kopf zertritt."

„Das wäre so unverdienstlich nicht," sprach Ruffus, „bevor Du aber im Klaren bist, und das Vergeltungsschwert gezogen hast, wird sie weislich ihren Kopf in Sicherheit gebracht haben. Die Sünde ist leider immer schnellfüßiger als die rächende Vergeltung."

„Wirst Du mir beistehen," frug Gotthard, „den Character dieses Weibes ausfindig zu machen, und mich im Falle der Noth unterstützen?"

„Ich verspreche Nichts," erwiderte Ruffus, „ich habe Dich gewarnt, was willst Du mehr? Du hast gesunde Ohren und Augen, läßt Du Dich düpiren, kann ich nichts dafür. Zudem hat mir Frau von Sternburg nie etwas in den Weg gelegt oder zu Leid gethan."

„Reinhold," sprach Gotthard, „ich begleite Dich jetzt unwiderruflich; es ist jetzt Pflicht, dieser Frau uns zu nähern und über ihren Character in's Klare zu kommen."

„Ich habe Euch bei dieser Expedition nichts dringlicher anzurathen als die erforderliche Vorsicht. Die Sternburg ist schlauer als Ihr Beide zusammengenommen. Ihr nehmt mir das nicht übel, aber es ist so."

Reinhold kleidete sich jetzt besuchsmäßig an. Gotthard sprang in gleicher Absicht nach seiner Wohnung, die nur einige Häuser weit entfernt war.

„Wenn sie in Dich verliebt sein sollte,“ sprach Ruffus zu Reinhold, „so benutze diese Passion, sie kann Dir mehr nützen, als alle Klugheit des Verstandes.“

Binnen einer Viertelstunde war Gotthard zurück, ebenfalls elegant herausgeputzt.

„Ihr seid ein Paar recht hübsche Menschen,“ sprach Ruffus, sich das Brüderpaar nicht ohne Wohlgefallen betrachtend; „zum Erobern geschaffen. Wie stattlich wird Euch die Uniform stehen, die franzosenverjagende, freiheiterobernde schmucke Jägeruniform.“

Als sich Gotthard und Reinhold nicht sogleich vom Spiegel trennen konnten, fuhr der Freund gutmüthig fort:

„Auch eine hübsche Portion Eitelkeit. Nun das gehört dazu. Wenn die Sternburg sich nach meiner Wenigkeit erkundigt, so schwört ihr zu, ich verdiente gehangen zu werden wegen meiner politischen Indifferenz in den jetzigen weltgeschichtlichen Zeiten. Räsonnirt auf mich nach Herzenslust, nur lobt mich nicht. An dem Lobe eines Tugendbündlers ist mir dermalen nichts gelegen. Ihr seid doch nichts weiter als eine Art Rebellen, mit denen ein so friedfertiger und loyaler Mann, wie ich, eigentlich gar keinen Umgang haben sollte; und wenn Ihr nicht bald anfangt, von Tag zu Tage zuzunehmen an Weisheit und Verstand, werde ich mich ganz unter die Kanonen der Loyalität zurückziehen.“

Das Brüderpaar war jetzt zum Aufbruche bereit. Ruffus begleitete sie eine Strecke lang bis zur Moritzstraße, wünschte viel Glück und Verstand und kehrte, eine Ariette aus Don Juan trällernd, nach seiner Wohnung zurück.

Viertes Kapitel.

Ruffus war kaum nach Hause gekommen, als Clärchen zitternd eine Bekanntmachung des Stadtraths in's Zimmer brachte, die so eben von einem Rathsdiener in den Häusern vertheilt worden war. Sie lautete:

„Auf Befehl des Prinzen von Eckmühl wird sämmtlichen Einwohnern zur Nachachtung andurch bekannt gemacht, daß, sobald heute Morgen drei Kanonenschüsse gehen, Jedermann sich schleunigst nach Hause begeben und nicht eher, als drei Stunden nach Ablauf dieser Kanonenschüsse, seine Wohnung zu verlassen hat.

Dresden, den 19. März 1813.

Der Rath zu Dresden."

„Hab' ich's nicht gesagt?" sprach Ruffus, nachdem er gelesen, „Davoust macht kein Federlesen und kümmert sich den Guckuck, ob ein Brückenpfeiler der Dresdner Brücke in die Luft fliegt oder nicht. Also dreistündiger Hausarrest einer ganzen Stadt; was man erleben muß. Der Stadtrath ist in der Angst ganz aus der Construction gefallen;

die Bekanntmachung ist miserabel stylisirt. Die Leute, die in der Nähe der Brücke wohnen, sollen noch besonders die Fenster öffnen, damit die Scheiben nicht springen. Durch solche übertriebene Aengstlichkeit wird das Publikum ganz unnöthiger Weise in Angst und Schrecken gejagt. Es ist, als sollte halb Dresden zu Grunde gehen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als vom Zwingerwalle her ein dumpfer Kanonenschuß tönte.

„Alle Wetter!" rief Ruffus eilfertig, „daß ich die Geschichte versäume." Er griff schnell nach seinem Hute und wollte davon; aber Clärchen fiel ihm in den Arm, bittend und beschwörend.

„Sei kein Kind," sprach der Bruder, „vertraue mir, die Sprengung ist ganz gefahrlos. Ich eile auf die Brühlsche Terrasse, da kann man herrlich Alles mit ansehen."

Damit machte er sich los und eilte davon. Auf den Straßen rannte Alles wie toll durch einander. Es war, als wenn ein Erdbeben bevorstünde. Viele Bewohner verschlossen sich ängstlich in ihre Wohnungen; Andere, von Neugier getrieben, das außerordentliche Schauspiel mit anzusehen, eilten nach den Elbufern.

Ruffus stand nicht lange nachher, als der dritte Signalschuß gefallen war, wohl postirt auf der Brühlschen Terrasse, von wo er den schönsten Anblick der Elbbrücke genoß.

Noch wölbte sich diese kühn und unverletzt über die still dahinfließende Stromfläche. An dem, dem Verderben geweihten Pfeiler und den zwei Bogen bemerkte man nicht

die geringste Verletzung, nur das eiserne Brückengeländer und das metallene Crucifix war herabgenommen.

Von der Neustadt herüber donnerten jetzt in gestrecktem Galopp mehre Batterieen schweren Geschützes, welches zeither auf den Wällen der Neustadt gestanden hatte. Pulverkarren, Bagagewagen, Infanterie und Cavallerie in Abtheilungen folgte, Alles in schnellem Trabe. Ruhig noch duldete der verhängnißvolle Pfeiler diesen Uebergang; aber allmählig ward es stiller und die Brücke einsamer. Auch die Elbe war verlassen, kein Schiff, keinen Nachen erblickte man rings auf der weiten Wasserfläche. Je näher der bedenkliche Augenblick der Sprengung herannahte, desto unheimlicher ward Alles, selbst das an beiden Elbufern zahlreich versammelte Publikum beobachtete ein düsteres, erwartungsvolles Schweigen. Der Himmel war trüb und neblig; die ganze Gegend um die Brücke schien wie ausgestorben.

Vom Neustädter Rathhause herüber schlug jetzt die Thurmuhr halb neun Uhr. Die Glocke des Kreuzthurms folgte. Da ringelte sich plöcklich eine Pulverschlange bis zu dem Orte, wo die gefüllten Leitungsschläuche aus den zugeworfenen Pfeileröffnungen hervorblickten. Alsbald bedeckte ein schwarzer Dampf die Brücke. Dann stieg ein weißer blendender Strahl empor, hierauf eine Feuersäule; der Pfeiler schien sich zu dehnen, Flammen fuhren aus den sich öffnenden Fugen, die beiden anliegenden Bögen hoben sich und im nächsten Augenblicke donnerten Pfeiler und Bögen in die vor Entsetzen hoch aufbrausenden und schäumenden Fluthen der Elbe. Ein finsterer, undurchdringlicher Pulverdampf verhüllte eine Zeitlang die entstandene Kluft.

Die Erschütterung war nur unbedeutend und ohne alle nachtheiligen Folgen für die übrigen Pfeiler der Brücke, da bei der vorsichtigen und wohlberechneten Füllung der Minen, die Sprengungsstoffe nach unten wirkten.

„Das ist also die Kluft," sprach Ruffus für sich, „welche für den Augenblick den Osten und Westen von Europa scheidet. Jenseits Kosaken, hier Kinder von Paris."

„Welche barbarische Zerstörungswuth," tönte eine Stimme aus einem Mauerversteck, und ein Dresdner Bürgersmann trat zu Ruffus. „Der Davoust ist und bleibt ein Unmensch; die schöne Brücke, unser Stolz! Seine Majestät der König, so wie sämmtliche hohe Herrschaften hatten den Barbaren dringend um Schonung bitten lassen."

„Das ist im Kriege nicht anders," gab Ruffus trocken zur Antwort, „und übrigens ist die Brücke, so wie Frieden ist, bald wieder hergestellt."

„Ei, das glauben Sie nicht," belehrte der Bürgersmann, „eine solche Brücke bekommen wir nicht wieder. Wer sollte die bauen? Da gehören andere Baumeister dazu, als die heutigen. Die Brücke ist ruinirt für ewige Zeiten."

Ruffus wollte sich lächelnd entfernen, der Bürger hielt ihn aber am Arme fest.

„Da muß ich Ihnen noch einen patriotischen Meisterstreich erzählen," sprach er geheimnißvoll, „wissen Sie ihn schon?"

Ruffus verneinte.

„Nun, da wird Ihnen das Herz vor Freude hüpfen," fuhr der Bürger fort. „Denken Sie, unsere Freiberger Bergleute, welche den Pfeiler und die Bögen zu untermi=

niren hatten, haben den Crucifixpfeiler, der gleichfalls mit Pulver gefüllt war, vermauert, sonst wäre er auch mit in die Luft geflogen."

„Was Sie sagen," sprach Ruffus.

„Ja," schmunzelte der Bürgersmann, „ich sag's gleich, die Freiberger machen was."

„Man sollt's nicht glauben," stellte sich Ruffus verwundert.

Der Pulverdampf hatte sich jetzt verzogen, und die entstandene Kluft war deutlich zu erkennen. Das Verschwinden des gigantischen Pfeilers mit den beiden Bögen schien wahrhaftig räthselhaft. Wo waren die Trümmer geblieben? Auf der Brücke ward es wieder lebhaft. Von der Alt- und Neustadt erschienen Personen; aber sie konnten höchstens durch lauten Zuruf mit einander verkehren. Auf der Altstädter Seite, unmittelbar an der Kluft ward ein kleines Bollwerk errichtet, hinter welchem eine Kanone stand, die die ganze Brücke und einen Theil der Neustädter Allee bestreichen konnte.

Ruffus eilte jetzt wieder nach Hause, wo man seinetwegen in nicht geringer Angst gewesen war. Hier ging's sehr lebhaft her. Viel lieber Besuch aus der Neustadt war angekommen. Die befreundete Familie Heumann hatte das Anerbieten des Geheimraths angenommen und war herübergezogen.

Ruffus war sehr erfreut darüber und erkundigte sich sogleich nach Rosalien, der ältesten Tochter, einem allerliebsten schwarzbraunen Lockenkopf, der wegen seiner stets rosigen Laune in hoher Gunst bei ihm stand.

„Beruhige Dich,“ scherzte Clärchen, „es ist Alles da,“ und gleich darauf trat Rosalie ins Zimmer.

„Also glücklich den Kosaken entronnen?“ frug Ruffus.

„Mit genauer Noth,“ war die Antwort, „wir haben uns ritterlich gehalten bis heut Morgen und sind glücklich vor Thorschluß noch angelangt. Aber unsere schöne Brücke!“

„Ei was,“ tröstete Ruffus, „sobald der Kaiser da ist, läßt er aus russischen Kanonen eine neue gießen.“

„Nun, da mag er bald kommen,“ sprach Rosalie, „in ein Paar Tagen ist die Neustadt kosakisch, wie Heuschreckenschaaren schwärmen die Kaukasier mit ihren langen Spießen auf ihren kleinen Polacken vor dem schwarzen und weißen Thore herum. Ein sächsischer Schütze hat gestern einen schönen Kosakenhetman, der sich zu weit vorgewagt, vom Pferde geschossen. Das hat sie vollends erbittert.“

„Ach, die armen Neustädter,“ sprach Clärchen in weinerlichem Tone, „konnten sie denn nicht flüchten?“

„Ich begreife übrigens nicht,“ fiel Rosalie beherzt ein, „warum die Franzosen Dresden nicht kräftiger vertheidigen und den Kosaken so leicht das Feld räumen?“

„Ja, wenn's bei den Kosaken bliebe,“ meinte Ruffus, „wäre ich auch der Meinung, aber die russischen Kanonen werden nicht lange ausbleiben, und Dresden ist keine Festung.“

„Das seh' ich noch immer nicht ein,“ sprach die Beherzte, „Herr Davoust brauchte sich blos mit seinen Leuten vor's schwarze und weiße Thor zu stellen und zu sagen: Hier passirt Niemand!“

„Das ist ein guter Rath,“ lachte Ruffus, „es ist

Schade, daß die Franzosen und Herr Davoust nicht schon beim Niemen zu den Baschkiren sagten: „On ne passe pas.“ Wenn Röschen zum vierjährigen Emil an der Thür der Speisekammer, wo er die gebackenen Pflaumen spürt, sagt: „Hier geht's nicht herein,“ so bleibt Emil draußen; wenn sie aber zu einem halbverhungerten, plündernden russischen Gardecuirassier am Eingange zur Speisekammer sagen wollte: „Hier passirt Niemand,“ so glaube ich nicht, daß ihr das bei dem verhungerten Scythen etwas helfen würde.“

Der Rittergutsbesitzer Heumann trat jetzt in's Zimmer. Er hielt einen noch feuchten Druckbogen in der Hand.

„Schon wieder eine Bekanntmachung?“ frug Ruffus. Er sah nach der Unterschrift; „ganz richtig, der Rath zu Dresden steht darunter. Der arme, geplagte Rath. Was giebt's wieder?“

„Auf ausdrücklichen Befehl des dermaligen hiesigen Herrn Interims-Commandanten en Chef, des Kaiserlich Königlich Französischen Herrn Divisions-General Dürütte!“ —

„Wie,“ frug der Vorleser, „commandirt denn Davoust nicht mehr in Dresden?“

„Der Marschall ist gleich nach Sprengung der Brücke seinem Corps gefolgt,“ erzählte Heumann; „in Dresden stehen nur noch dreitausend Franzosen unter Dürütte und ein paar hundert Sachsen unter Lecocq.“

„O weh,“ sprach Ruffus, „da werden bald asiatische Spürnasen in unsere Kochtöpfe guken. Doch was will der Rath von Dresden?“ Er las weiter:

„— Herrn Divisions-General Dürütte wird hiermit

allen Einwohnern hiesiger Stadt und Vorstadt öffentlich bekannt gemacht, daß in dem Falle, wenn die feindlichen Truppen sich nähern und die diesseitigen Posten auf dem Elbufer bei hiesiger Stadt zu beunruhigen sich beigehen lassen würden, die sämmtlichen hiesigen Einwohner sich ruhig verhalten uud friedlich in ihre Wohnungen zurückkehren sollen."

„Da hörst Du es," sprach Clärchen zu Ruffus, „Du bleibst von nun an hübsch zu Hause." Der Bruder las weiter:

„Diejenigen, welche sich unterfangen würden, um die auf irgend einem Punkte vereinigten Truppen umherzuschleichen, werden für Spione angesehen werden, und wenn sich Mehre in Gruppen versammelten, die sich nicht auf das erste Signal wieder zerstreuten, sind die Truppen bereits beordert, auf sie zu feuern, und sie dadurch zur Entfernung zu nöthigen."

„Das ist schon recht vom Herrn Dürütte," sprach eifrig Clärchen, „daß er es den neugierigen Leuten einmal ernstlich verbietet. In' solch' gefährlichen Zeiten soll der friedliche Bürger zu Hause bleiben bei seiner Familie."

Ruffus fuhr lachend fort:

„Jeder Vernünftige wird die, durch die jetzigen Zeitumstände herbeigeführte dringende Nothwendigkeit dieser Anordnung selbst fühlen; unsere durch neuerliche Erfahrung noch ängstlicher gewordene stadtväterliche Vorsorge für unsere geliebten Einwohner aber läßt uns keinen Augenblick säumen, ihnen diese ernstliche Maßregel bekannt zu machen, und sie nochmals zu genauester Befolgung zu ermahnen."

„Jeder Hauswirth hat Solches sofort seinen Miethbewohnern mitzutheilen.“

Ruffus wandte sich zu Rosalien.

„Im Namen des Stadtraths zu Dresden,“ sprach er launig galant, „theile ich Ihnen diese Bekanntmachung zur höchsteigenen Beherzigung mit. Sie ist zwar wieder unter aller Kritik schlecht stylisirt, aber man erfährt doch so viel, daß man leicht todtgeschossen werden kann.“

„Ich danke,“ erwiderte Rosalie, „für die Fürsorge; ich bin nicht so wißbegierig, daß die Gefahr, von der dieser Zettel spricht, mich treffen könnte.“

Jetzt trat Anna in's Zimmer. Ihr schönes Gesicht war noch geröthet von dem patriotischen Zorne wegen der Brückenzerstöruug.

„Aber die Rache ist nah,“ sprach sie, „der Vater hat von dem Dachfenster die Gegend vor dem schwarzen Thore recognoscirt. Ganze Flächen sind mit russischen Reitergeschwadern bedeckt. Es ist Winzingerode mit seinem Corps. Unabsehbar ziehen die Schaaren die Trachenberge herunter.“

„Hm,“ sprach Ruffus, „Winzingerode vor dem schwarzen Thore und Napoleon in den Tuilerien, da werden wir allerdings russisch, trotz der Brückenkluft. Meinetwegen. Ich habe mir gestern bei Arnold ein russisches Dictionnaire gekauft, da könnt Ihr allesammt Vocabeln lernen. Es stehen genug darin für eine ganze Hausgenossenschaft. Aber diese Reiteageschwader muß ich auch sehen; ich glaube, in der Ferne sind sie liebenswürdiger, als in der Nähe.“

Mit diesen Worten stieg er zu seinem Papa hinauf, wo die Beiden vermittelst eines trefflichen Dollonds sehr

deutlich die russische Macht vor der Dresdner Haide übersehen konnten.

Bereits sah man regulaire russische Cavallerie die Waldberge herabreiten.

„Wo steckt nur die Infanterie?“ frug Ruffus, „die Russen scheinen an Reiterei keinen Mangel zu haben; und gerade in diesem Artikel dürfte die neue napoleonische Armee nicht zum Besten bestellt sein.“

„Die französische Reiterei hat nie viel getaugt,“ sprach der Geheimrath. „Die Franzosen sind keine Reiter und wissen die Pferde nicht zu behandeln.“

„Bei jedem ächten Kriegsvolke,“ meinte Ruffus, „ist die Reiterei Nebensache; die Infanterie, die Linie Hauptsache. Bei den heutigen Franzosen kommen noch die Kanonen hinzu. Solche Kanonenschlachten, wie heutzutage, gab es vordem nie. Die hat erst Napoleon aufgebracht.“

Die Beiden schauten noch geraume Zeit nach den Waldbergen und gewahrten, wie sich allmählig die ganze Fläche bei den Scheunenhöfen mit Cavalleriemassen anfüllte.

Fünftes Kapitel.

Es war Sonntags, am 21. März, Mittags zwölf Uhr, als sich die Thore von Neustadt-Dresden öffneten und die Vorhut der Heeresabtheilung Winzingerode, aus lauter Kosaken bestehend, in Folge einer abgeschlossenen Convention singend in Dresden einzogen. Ein Schwarm von Bäuerinnen, mit schweren Körben beladen, marschirte fröhlich voran. Die Thorwacht am schwarzen Thore, aus sächsischen Truppen bestehend, verließ ihren Posten und zog sich nebst sämmtlichem, noch in der Neustadt befindlichem französischen Militair unter klingendem Spiele über die Elbe nach der Altstadt.

Die Straßen und freien Plätze der Neustadt verwandelten sich bald in Lagerstätten. Ueberall sah man die langen weißen Kosakenlanzen in Pyramiden zusammengestellt und daneben erblickte man einen Haufen bärtiger Krieger auf spärlichem Strohlager der Ruhe pflegen. Längs der Häuser, in langen Reihen, waren Krippen gezimmert für die kleinen Pferde.

Es regte sich wieder lautes Leben in der bisher so einsam gewesenen Stadt. Der Markt füllte sich zur ungewöhnlichen Zeit mit Verkäuferinnen, und dem Mangel an manchen Lebensbedürfnissen, der in den letzten Tagen sehr fühlbar geworden war, folgte Ueberfluß, während in der Altstadt der verminderte Zufluß die Preise mancher Bedürfnisse zu einer drückenden Höhe steigerte.

Die fremden Sitten und Gebräuche der halbasiatischen Gäste gewährten für den Anfang den Neustädtern viel Unterhaltung, zumal sich diese ersten Kosaken sehr freundlich und gutmüthig betrugen und mit Wenigem leicht zufriedengestellt waren. Eine reichliche Gabe Branntwein, Brot, Häring und Zwiebeln war hinreichend, und ein gesottener Fisch wurde als Leckerbissen von ihnen betrachtet, da sie mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit in der Fastenzeit aller Fleischspeisen sich enthielten.

Kinderliebe war ein hervorragender Zug bei den fremden Gästen. Jung und Alt von ihnen sah man oft unter kleinen Dresdner Spielgenossen, von welchen sie sich allerlei Scherze und Neckereien gefallen ließen, und nicht selten wandelte ein graubärtiger Kriegsmann mit einem Kinde auf dem Arme, ohne daß sich die Beiden verstehen konnten, stundenlang liebkosend auf und ab.

Vor Sonnenuntergang traten diese Krieger gewöhnlich in Haufen zusammen, um Lieder, fromme Abendgesänge oder auch Kriegslieder, oft in sehr ausdrucksvollen Melodieen, fugenartig zu singen. Der geschickteste Sänger stellte sich dann in die Mitte des Kreises und stimmte die Gesänge an.

Andere unterhaltende fremdartige Scenen boten sich den Schaulustigen vor den Thüren, wo die Gewandtesten nach den Tönen einer schlechten Geige ihre Nationaltänze aufführten.

Die beiden Städte, Alt- und Neudresden waren jetzt streng geschieden. In der Altstadt standen die Franzosen, die Neustadt war von den Kosaken besetzt. Am selbigen Tage, wo letztere einrückten, erhielt der sächsische General Lecocq von seinem Könige aus Plauen den Befehl, sich mit den in Dresden befindlichen Sachsen nach Torgau zu wenden; die sächsische Reiterei ward unter dem General von Liebenau zum Könige nach Plauen berufen, den sie fortan begleitete.

Bereits im Februar hatte sich der König von Sachsen und die königliche Familie in genannte Stadt, den Hauptort des sächsischen Voigtlandes, zurückgezogen. Nur die Tante des Königs, die Prinzessin Elisabeth, war in Dresden verblieben.

Die Verwaltung des Landes befand sich in den Händen einer sogenannten Immediatcommission, aus dem Conferenzminister von Globig, dem Oberkammerherrn von Friesen und den Geheimen Räthen von Manteuffel und von Zeschwitz bestehend.

Bei Uebergabe der Neustadt war zugleich ein vierundzwanzigstündiger Waffenstillstand geschlossen worden. Der einsame Elbstrom ward nun wieder auf einige Stunden belebt. Fahrzeuge gingen hinüber und herüber, und gegen eine Erlaubnißkarte des Platzcommandanten war jedem Stadtbewohner die Ueberfahrt gestattet. Aber kaum lief

die kurze Frist der Waffenruhe zu Ende, als wieder eine strenge Sperre zwischen den zwei Städten eintrat.

Bald rückte auch die erste leichte russische Infanterie in die Neustadt, doch in nicht bedeutender Anzahl. Gleichwohl schlugen die wenigen Tambours bei hereinbrechender Dunkelheit einen so fürchterlichen Lärm, als stünde die russische Hauptarmee in Dresden.

Noch denselben Abend begann der Abzug der Franzosen aus der Altstadt. Das von der Brücke und auf den Wällen zurückgelassene Geschütz folgte mit den wenigen Wachtposten vor Tagesanbruch. Die Abziehenden wurden von Volkshaufen, die ihnen eine Strecke lang folgten, beschimpft und nur die Abmahnungen einiger Offiziere der Dresdner Bürgergarde verhüteten ärgere Ausbrüche des Franzosenhasses.

Die Franzosen nahmen ihren Weg über die Städtchen Wilsdruf und Nossen. Kaum erscholl in früher Morgenstunde die Kunde von dem Abzuge der Altstädter Besatzung in der Neustadt, als Kosaken vermittelst befestigter Leitern über die Trümmer des gesprengten Brückenpfeilers kletterten. Eine Abtheilung leichter Infanterie folgte auf Kähnen.

Ein neues munteres Leben entstand jetzt auf der Elbe. Von allen Seiten schwammen Nachen herbei, welche die Schiffer und Fischer theils aus sichern Verstecken herbeigeholt, theils aus dem Grunde des Flusses, wo sie versenkt gewesen waren, heraufgeholt hatten. Freudig begrüßten sich die wieder vereinten Bewohner beider Stadttheile. Es wurden sogleich Anstalten zur Verbindung der getrennten

Ufer getroffen. Eine Floßbrücke schlug man oberhalb der Stadt. Nach einigen Tagen ward eine gleiche unterhalb fertig. Mehr Mühe und Zeitaufwand verursachte der Bau der hölzernen Hilfsbrücke, welche auf einem starken Balkengerüst über die Kluft der gesprengten Elbbögen geworfen wurde.

Sobald die Floßbrücke vollendet war, ging das Corps von Winzingerode mit zahlreichem Geschütz auf das linke Elbufer über.

An den russischen Heereszug schloß sich sogleich das preußische Bundesheer unter Blücher, der gleichzeitig mit den Prinzen Wilhelm, August und Friedrich von Preußen, und dem Prinzen Carl von Meklenburg in Dresden eintraf. Der Kronprinz von Preußen folgte.

In unübersehbaren Zügen bewegten sich unaufhörlich und unaufhaltsam die Heercolonnen der Verbündeten durch die Königstadt und zogen dann weiter auf den Straßen gen Westen.

An einem Fenster der Neustädter Allee lehnte Ruffus und schaute behaglich auf die bunten Massen aller Waffengattungen herab, die in Parade die breite Lindenallee entlang defilirten. Aus den Fenstern daneben guckten einige liebliche Mädchengesichter, welche seinen Schwestern und Rosalien angehörten, und welche namentlich den vorüberziehenden jugendlichen Freiheitskämpfern eine höchst angenehme Augenweide gewährten.

Allemal, wenn die in die Stadt einziehenden Regimenter die Wacht am schwarzen Thore erreichten, wirbelten die Trommeln, daß die Fenster in der ganzen Nachbarschaft

klirrten, worauf die Musik mit einem feurigen Parademarsch einfiel. Die Reiterregimenter bekundeten ihre Ankunft durch weithin tönendes Trompetengeschmetter.

So eben zogen die ostpreußischen Grenadiere unter den Fenstern vorüber. Eine herrliche Schaar, trefflich gerüstet. Man sah es der ganzen Haltung an, welcher herrliche Geist sie belebte, mit welch' männlicher Energie sie in den Kampf zog.

Fast noch stattlicher nahmen sich mehre Abtheilungen der preußischen Fußgarde aus, die unmittelbar folgten.

Vom Thore her tönte wieder Trompetengeschmetter. Ruffus steckte den Kopf weit hinaus.

„Russische schwere Cavallerie," signalisirte er, „lauter Cuirassiere. Ungeheure Colosse, alle auf pechschwarzen Rappen."

Die schmetternden Trompeter mit ihren rothen Helmraupen ritten jetzt unter den Fenstern vorüber. Ruffus hatte Recht, das ganze Regiment, wahre Riesengestalten, ritt lauter Rappen.

„Prächtige Cavallerie," meinte der Hinabschauende, „wird dem Napoleon zu schaffen machen. Wo d i e Kerle einhauen, wächst kein Gras mehr."

„Ueberhaupt Alles treffliche Truppen," sprach Herr Heumann, „was namentlich Preußen gethan in so kurzer Zeit, ist außerordentlich."

„Das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich an dieses Volk denke," fiel Ruffus ein, „das hat den deutschen Philister einmal radical vom Leibe gezogen — vor ihm mag sich Nap in Acht nehmen; das wird mir immer klarer."

Wunderbarer, erfreuender Hörnerklang scholl wieder vom Thore her.

„Alle Wetter!“ rief Ruffus, „wer kommt da?“ Er steckte den Kopf weit hinaus; doch hastig fuhr er zurück: „Donner und Doria!“ commandirte er, „Alle an's Fenster, die preußischen freiwilligen Gardejäger, die Elite der preußischen Nation. Ein Tuch, ein Tuch, die muß ich auch begrüßen.“

Wirklich erschienen auch jetzt in raschem, keckem Schritte die ersten dunkelgrünen Colonnen der trefflich gerüsteten preußischen Gardejäger, eines Corps, in welchem der damalige erhebende Aufschwung des preußischen Volks am Herrlichsten leuchtete.

„Anna!“ rief Ruffus mit seltener Aufregung, „willst Du wahre deutsche Patrioten sehen, d a marschiren welche.“

Mit diesen Worten wedelte er den Vorüberziehenden mit seinem weißen Tuche unaufhörlich zu. Die Schwestern und Rosalie folgten seinem Beispiel. Dieses Bewillkommnungszeichen fand Nachahmung. Bald flatterten längs der ganzen Häuserfront und gegenüber aus allen Fenstern weiße Tücher. Das Publikum auf der Straße ward hierdurch immer freudiger aufgeregt. Bald rollte ein donnerndes Hoch durch die ganze Hauptstraße. Die herrliche preußische Jugend grüßte dankend. Es war ein erhebender, begeisternder Augenblick.

„Beim Himmel!“ rief Ruffus, und eine Thräne trat ihm unwillkürlich in's Auge, „wenn ich nicht an dem kleinen Nap den Narren gefressen hätte, ich zöge blos diesen Schaaren zu Liebe dem Schlingel auf den Leib.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Aber aus ist's mit seinem Regimente, wenigstens im Preußenlande. Das ist mir jetzt klar."

Auf die preußischen Gardejäger folgte russisches schweres Geschütz. Lauter Vierspänner. Die Bespannung bestand, wie bei der Cavallerie, aus Rossen von gleicher Farbe. Vierzig Kanonen Zwölfpfünder von lauter Schimmeln gezogen. Es war ein unabsehbarer Zug. Die vordersten Stücke waren längst bei der katholischen Hofkirche vorüber, während es noch immer weiß zum schwarzen Thore hereinkam. Dabei gab es ein Donnern und Rasseln auf dem Straßenpflaster, als läge ein Gewitter über der Stadt.

„Das wird ein fürchterlicher Zusammenstoß werden," sprach Ruffus, „wenn diese trefflich gerüsteten Armeen dem jungen Frankreich in den Weg treten."

„Ich bin jetzt der Meinung," meinte der Geheimerath, „daß wir die junge französische Armee in Dresden nicht wieder zu Gesicht bekommen werden."

„Unbezweifelt," gab Heumann zu, „Napoleon sitzt noch in Paris. Seine neugeschaffenen Heere sind noch nicht kampffertig. Es ist daher die Frage, ob die Entscheidungsschlacht, von der wir hoffen wollen, daß sie ein früherer Frieden unnöthig macht, überhaupt diesseits des Rheins geschlagen werden wird."

„Hoh, hoh," sprach Ruffus, „da müßte Napoleon nicht Napoleon sein. Er ist gewiß da, ehe wir's uns versehen."

„Was hilft seine Person," frug Heumann, „ohne Armee?"

„Es kommt Alles Blau über den Rhein herüber,“ belehrte Ruffus. „Alle Zeitungen sind voll davon.“

„Französischer Wind,“ meinte Heumann, „wenn die Franzosen auf baldige Unterstützung hätten rechnen können, würden sie Dresden und die Elbe kräftiger vertheidigt haben.“

„Nun, die Erfahrung wird's lehren,“ entgegnete Ersterrer; „aber hört denn das verwünschte Gerassel nicht auf?“

Er sah zum Fenster hinaus.

„Es ist wirklich zum Närrischwerden,“ lachte er, „noch immer Schimmel; nichts als Schimmel und lauter grüne Lavetten.“

Anna hatte sich die Mühe genommen, die Kanonen zu zählen und stand eben bei Nummer Fünfunddreißig.

„Das muß nun bald zu Ende sein,“ meinte Ruffus. „Die Russen werden doch nicht ihre ganze Artillerie mit Schimmeln bespannt haben?“

Er hatte Recht. Der Park bestand gerade aus vierzig Kanonen.

Auf die Artillerie folgte wieder Fußvolk; schwarzgekleidete Bataillone mit dunkelwehenden Helmbüschen.

„Das sind die preußischen Freiwilligen,“ erklärte Ruffus, „aus allen Provinzen des Reichs zusammengeströmt, machen sich zwar nicht so stattlich als die Gardejäger, aber es ist frisches, gutes Blut. Viele Studenten sind darunter.“

„Ach Gott!“ rief Rosalie, „seht einmal den kleinen Schwarzen da am Brunnen, er kann nicht vierzehn Jahre zählen; kaum, daß er Flinte und Gepäck zu tragen vermag.“

„Ueberhaupt," bemerkte der Geheimrath, „erblickt, man viele noch dem Knabenalter angehörende junge Mannschaft. Von ihnen wird mancher die Strapazen des Krieges nicht ertragen können."

„Wenn auch Einer oder der Andere daraufgeht," bemerkte Ruffus, „sein Tod ist eben so ehrenvoll, als der auf dem Schlachtfelde. Bei einem begeisterten Volksaufstande kann nach den Jahren nicht gefragt werden. Wer das Schwert zu heben vermag, ist berufen zum Kampfe. Da erlebte ich gestern ein rührendes Beispiel. Ein zehnjähriger Knabe aus meiner Nachbarschaft flehte den im Quartier liegenden Offizier mit Thränen in den Augen an, unter die Freiwilligen aufgenommen zu werden, wenn nicht für die Flinte, doch für die Trommel. Er ward mehrmals abgewiesen, aber er ließ nicht nach mit Bitten und Flehen, bis der Offizier ihm versprach, in einem halben Jahr ihn holen zu lassen."

„Es wird überhaupt in dem bevorstehenden Kampfe viel junges Blut fließen," sprach Heumann. „Auch Frankreich schickt kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge."

„Weiß man noch nicht," frug der Geheimrath, „was unser Cabinet für eine Politik einschlagen wird? Werden wir uns mit Preußen und Rußland vereinigen gegen Frankreich?"

„Das wäre allerdings die gesündeste Politik, mit der auch unser Volk ziemlich zufrieden sein würde, „sprach Ruffus; „aber unserm Könige sind die Hände gebunden. Zudem ist er persönlich Napoleon befreundet, und ein schneller Parteienwechsel ist ganz gegen seinen Charakter. Auch ist

der Kaiser von Frankreich und König von Italien noch keineswegs besiegt. Seinem Befehle gehorchen eine halbe Million Bajonette. Einen solchen Bundesgenossen, der zugleich der größte Kriegsmeister des Jahrhunderts ist, stößt man nicht mir nichts dir nichts vor den Kopf. Wenn das sächsische Cabinet mit den Verbündeten gemeinschaftliche Sache macht, heißt es: aut-aut; entweder der Napoleon muß über den Rhein, oder — la Saxe n'existe plus. Apropos, da wurden mir, als ich vorhin in's Haus trat, von einem preußischen Colporteur ein Paar Placate zugesteckt, die ich beinahe vergessen hätte. Das eine ist von Blücher, von Breslau datirt, und an die Bewohner Sachsens gerichtet."

„O, lies, lies," tönte es von allen Seiten, und Ruffus begann.

„An Sachsens Einwohner.

„Sachsen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand reichend. Im Osten von Europa hat der Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Tod hat dreimalhunderttausend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuthe ihres Glücks unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weiset, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne und unsere Nationalunabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die Unterdrückung trotzig abgewiesen hat, und im Hochgefühle seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes

Joch abzuschütteln, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückt.

„Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstractat von Tilsit auf; aber selbst von jenen harten Tractatsartikeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Tractat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum werfen wir ab dieses schimpfliche Joch und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsere Feiheit.

„Sachsen! Ihr seid ein edles, aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgesinnte Gemüther keinen Werth haben, daß Unterjochung die höchste Schmach sei! Ihr könnt und werdet die Sclaverei nicht länger tragen. Ihr werdet nicht länger dulden, daß eine arglistige, gleisnerische Politik für ihre ehrsüchtigen, raubgierigen Entwürfe das Blut Eurer Söhne fordere, die Quellen Eures Handels austrockne, Euren Kunstfleiß lähme, Eure Preßfreiheit vernichte, und Euer einst so glückliches Land zum Schauplatz des Krieges mache. Schon hat der Vandalismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden, unnöthig und muthwillig zerstört. — Auf! vereinigt Euch mit uns, erhebt die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker und seid frei.

„Euer Landesherr ist in fremder Gewalt. Die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die eine verrätherische Politik ihn zu thun nöthigte, wollen wir sie eben so wenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euren Herrn wollen wir die

Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unserer Waffen und die Tapferkeit unserer Truppen unsrer Gewalt unterwirft. Befriedigt die billigen Bedürfnisse unserer Krieger, und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir, dem preußischen Feldherrn, ist jedem Unterdrückten offen, jede Klage werde ich hören, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen.

„Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauungsvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen.

„Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber, als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande, unerbittlich verfolgen.

Blücher“

„Das war Nummer 1,“ sprach Ruffus, „mein Vorrath ist noch nicht erschöpft.“

Mit diesen Worten zog er eine zweite Proclamation aus der Tasche.

„An das Volk der Sachsen, von ihren Freunden; „wollt Ihr sie hören?“

„Allerdings, allerdings,“ war die Antwort.

Ruffus begann:

„Brüder! Durch dreifache Bande des Bluts, der Sprache, der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch. Oeffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Thüren geöffnet habt. Die lange Nacht der Schmach hat

uns vertraut gemacht, die Morgenröthe einer bessern Zeit soll uns verbunden finden.

„Landsleute sind wir, Brüder sind wir, im festen Vertrauen auf Euer Beharren bei der guten, bei der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen sich Viele unter uns, Euch anzugehören, in Eurem Kreise geboren, in Eurer Sitte aufgezogen zu sein.

„Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch Eure Thäler wandern. Wem wäre denn die heimathliche Erde, dies eine große Vaterhaus aller deutschen Herzen heiliger, wem läge denn mehr an der Sicherheit, an dem Wohlstande des Landes, für dessen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geschworen haben!

„Ja, für die Freiheit dieses Landes wollen wir fechten und, so Gott will, siegen oder sterben. Soll denn die fremde Tyrannei noch länger Euern heiligen Gesetzen, den ehrwürdigen Ueberlieferungen Eurer Väter spotten? Soll der fremde Gerichtshof sich auf Eure Rathhäuser drängen und die angeborne Sprache nicht mehr gelten, die Ihr seit Jahrtausenden bewahrt habt? — Sollen Eure Speicher, Eure Keller noch länger die Henkersknechte füttern; Eure Weiber, Eure Töchter noch länger ihrem zügellosen Frevel preisgegeben sein, Eure Söhne noch länger für die Raserei eines schaamlosen Ehrgeizes geschlachtet werden? Denkt an die Thaten Eurer Väter, denkt an die Sachsenkriege gegen den großen Karl, denkt an die goldnen Zeiten Eurer Altvordern unter der Ottonen glücklichem Scepter, denkt an die Helden Eures Volks, an Eure Heinriche, Euren Moritz, Euren Luther! — Die Zeit ist gekommen, glänzende Namen

aus Eurer Mitte zu verkündigen, Eure Väter bezahlten die heilige Schuld. Laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden.

„Seht nur auf Euch, was Ihr jetzt seid! Ein geopfert Volk, dem ruchlosen Willen eines einzigen Wütherichs verkauft. Euer Wohlstand ist vernichtet, Euer Handel ist zerstört, Eure Fabriken zu Grunde gerichtet, Eure Kinder laßt Ihr zu Tausenden würgen, laßt sie in den fürchterlichen Qualen einer losgelassenen Hölle verbrennen, erfrieren, verhungern und verdursten, verzweifeln! — Von all den Söhnen, die Euch der Wütherich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück! und diese bringen noch den Tod in das Herz Eures Landes, den Keim der Seuchen streuen sie in Eure gesunden Hütten, und pflanzten die Qual und die Verzweiflung, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimathlichen Fluren.

„Und könnt Ihr denn auch Schonung, könnt Ihr Treue von denen verlangen, die ein fremdes, falsches Land gebar die nicht Liebe und Recht, die Raubsucht und viehische Begierde zu Euch brachten? Ist ihnen denn etwas heilig gewesen, haben sie nicht Kirchen und Altäre geschändet, Meineid geschworen und meuchlings gemordet, haben sie nicht aus frechem Uebermuthe erst jüngst den Stolz Eurer Hauptstadt zertrümmert?

„Und Ihr solltet ruhig bleiben und den Gräuel unvergolten lassen, und den Frevel ungebüßt und die Schande ungerächt? — Nein, nein, du gutes, wackres Volk! Nein, das sollst Du, das kannst Du nicht! — Hast Du den Moskowiten gesehen, wie er den Fackelbrand in seine Pa=

läste schleuderte? Siehst Du den Preußen jetzt, Deinen Bruder und nächsten Bundesgenossen, wie er sich rüstet, Landwehr und Landsturm, alle waffenfähige Männer, eins in dem beschworenen Entschlusse, zu sterben oder frei zu sein? — Und Du wolltest zaudern? Nein, Du zauderst nicht, auch Du wirst aufstehen und Deine Ketten schütteln, und die welke Raute wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit! Sieh auf unsere muthige Schaar! — Wir haben es im Gotteshaus beschworen, zu kämpfen, zu sterben für unsre, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche ist mit uns, und die Wünsche und Gebete aller treuen, redlichen Herzen.

„Sammle Dich zu uns, wehrbare Jugend des unterjochten Sachsenlandes; Sammelt Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volks. Wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüstung und Zuspruch: Eure Brüder in Westphalen erwarten uns, Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns siegen.

„Es ist in unsrer Schaar kein Unterschied der Geburt, des Standes, des Landes. Wir sind alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenossen, und wollen sie ersäufen, wär's auch mit unserm Blute.

„Nicht Söldner sind wir; der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zusammenführt. Wenn der Feind darniederliegt, wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüberleuchten und das deutsche Banner im Hauche französischer Luft flattert, dann hängen

wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf und ziehen heim in Frieden.

„Nun, so der Himmel will, es wird bald gethan sein! Gott ist ja mit uns und die gerechte Sache, und eine feste Burg ist unser Gott! Amen.“

„Was mir bei diesen Proclamationen nicht gefällt,“ sprach Ruffus, nachdem er zu Ende gelesen, „ist, daß sie nicht bei der Stange bleiben. Blücher will blos die Franzosen zum Lande hinaus treiben. Der zweite Proclamator spricht schon von französischer Luft, in welcher das deutsche Banner flattern soll. Erst dann will er das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes aufhängen.“

„Man darf wohl,“ bemerkte der Geheimrath, „in der jetzigen aufgeregten Zeit ein Wort nicht auf die Goldwage legen. Uebrigens geben diese Proclama die jetzige öffentliche Stimme wieder. Ich finde sie in der Ordnung; aber die erbärmlichen Schmähschriften und Spottbilder auf Napoleon, mit denen man seit jüngster Zeit Dresden überschwemmt hat, sind mir wahrhaft zuwider. Man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie ihren Zorn offenkundig gegen den französischen Kaiser aussprechen; aber ihn lächerlich machen, ihm alle Schändlichkeiten andichten, und wegen seines Unglücks in Rußland ihn für machtlos, feig und dergleichen erklären, nachdem man ihn vor wenig Monden noch zum Himmel erhob, ist abgeschmackt und erbärmlich.“

„Das thut der Pöbel nicht anders,“ erwiderte Ruffus, „wer unglücklich und für den Augenblick machtlos ist, wird mit Füßen getreten und mit Koth beworfen. Aber tres faciunt collegium, ich habe noch eine dritte Proclamation,

eine russische, vom General Wittgenstein. Wir wollen vernehmen, wie ein Russe über die Freiheit sich expectorirt. Er las:

„Brave Sachsen! Wie soll ich zu Euch reden? Als Euer Feind? Der bin ich nicht. Ihr seid ja biedere Deutsche, und ich bin gekommen im Namen meines Kaisers, um alle Deutsche von dem schimpflichen Joche zu befreien. So will ich denn als Euer Freund mit Euch reden; hört mich, denn ich meine es gut mit Euch.

„Es mag wohl sein, daß Ihr stutzt bei dem Anblicke der Russen und Preußen, die bewaffnet in Euer Land rücken; es mag wohl sein, daß Ihr bekümmert seid und nicht wißt, was Ihr thun sollt, da Euer König Euch verlassen und Euch Ruhe geboten hat. Aber wenn ein Haus brennt, muß man nicht erst den Eigenthümer um Erlaubniß fragen, ob man löschen dürfe. Eures Königs Haus brennt schon lange. Er ist selbst in Noth und darf nicht sprechen, wie es ihm gewiß um's deutsche Herz ist. Denn bedenkt doch nur, er, ein deutscher König, der schon so lange Euren Schweiß und Euer Blut den Franzosen hat liefern müssen, er sollte Euch zur Ruhe ermahnen, in einem Augenblicke, wo Ruhe ein Verbrechen ist? Es hat eine Stunde geschlagen, die nicht zum zweiten Male schlägt; die Stunde der Befreiung vom fremden Joche! Und er selbst könnte verlangen, daß Ihr Eure Ohren verstopft? Seit fünfundvierzig Jahren hat er Euer Glück und Eure Ehre gewollt, und sollte nun Euer Unglück und Eure Schande wollen? Nimmermehr! Hat er Euch doch selbst ermahnt, Ihr möchtet den alten Ruhm der Sachsen behaup-

ten. Worin bestand denn dieser alte Ruhm? Leset in Euren Chroniken, da werdet Ihr finden, es gab auch einmal einen herrschsüchtigen Kaiser der Franken, man nennt ihn Karl den Großen; der hat dreißig Jahre gegen Euch Krieg führen müssen, um Euch zu unterjochen. Damals hattet Ihr auch einen König, der hieß Wittekind, der verließ Euch nicht in der Noth, und rief Euch nicht zu, Ihr solltet ruhig sein, sondern er führte Euch selbst in den Kampf für Eure Freiheit. Seht Ihr, das ist Euer alter Ruhm, an den müßt Ihr halten! Tausend Jahre sind seitdem verflossen; seit tausend Jahren hatte Gott Europa nicht mit einer solchen Geißel heimgesucht; nun ist sie wieder da, und Ihr wolltet nicht gegen sie kämpfen wie damals? Ihr wollt den Rücken freiwillig entblößen? Hört und bedenkt, wie viel leichter jetzt Euch der Kampf gemacht wird, als Euren Vorfahren vor tausend Jahren. Die standen allein, die mußten allein gegen den mächtigen Karl sich wehren.

„Ihr aber steht nicht allein. Mein Kaiser mit seiner ganzen Macht, der König von Preußen mit seiner ganzen Macht sind zu Eurer Hilfe, zu Eurer Rettung aufgestanden; und wenn Ihr nur wollt, so wird der Kampf nicht dreißig Jahre dauern. Wir werden mit Gottes Hilfe in Einem Jahre die Ketten abschütteln, und dann wird jeder mit Ehren ruhig sein dürfen. Dann werden Eure zerstörten Fabriken wieder aufblühen; Euer Handel wird die alten versperrten Wege wieder finden; Euer Ackerbau wird gedeihen; Eure Söhne werden nicht mehr zur Schlachtbank geführt werden; kurz, dann ist die schöne Zeit der Ruhe ge-

kommen, für die Euer König selbst Euch danken wird. Wer aber bis dahin ruhig bleiben wollte, den erkenne ich für keinen wahren Sachsen, für keinen Deutschen. Wer nicht mit der Freiheit ist, der ist gegen sie. Darum wählet, meinen brüderlichen Gruß oder mein Schwert! Vereint Euch mit mir, um Euch und Eurem König die Selbstständigkeit wieder zu erobern, und dann möge er Euch, so Gott will, noch fünfundvierzig Jahre in Frieden und Ueberfluß regieren. Denn glaubt nicht, ich wollte Euch von ihm abwendig machen. Ich will vielmehr die Bande zwischen Euch und ihm enger knüpfen, die von fremder Tyrannei zerrissen worden. Ihr sollt einen freien König haben und freie Sachsen genannt werden. Auf, auf, bewaffnet Euch, und wäre es auch nur mit Sensen und Keulen. Vertilgt die Fremdlinge von Eurem Boden. Mich und meine Russen und die tapfern Preußen sollt Ihr überall finden, wo die Gefahr am größten ist. Glaubt mir, wir werden siegen. Gottes Langmuth ist erschöpft. Wir werden siegen. So spreche ich nicht aus eitler Prahlerei, sondern im Vertrauen auf Gott und Euch und die heilige, gerechte Sache.

„Sachsen, ich betrat Euer Land, um Euch mit Krieg zu überziehen, oder mit Euch vereint um Eure Freiheit, für die Wiederherstellung Eurer geschändeten Ehre zu kämpfen. Wählet! Eure Wahl kann eine Krone in Gefahr bringen, kann einst Eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröthen machen. Sie hält Deutschlands Befreiung nicht auf.

„Seht, was um und neben Euch geschieht. Werft einen Blick auf die edlen Preußen, Eure Nachbarn; die

ganze Nation erhebt sich in Masse. In ihren Reihen findet Ihr den Sohn des Fürsten neben dem des Pflügers. Aller Unterschied der Stände ist in den Begriffen: Freiheit und Ehre, König und Vaterland zusammengeschmolzen. Es giebt keinen Unterschied mehr, als den des größern Talents, des feurigern Eifers zum Kampfe für die große heilige Sache. Freiheit oder Tod! ist das Losungswort, welches Friedrich Wilhelm gegeben hat und feierlich schwört ein ganzes hochherziges Volk, zu siegen, oder eines solchen Fürsten würdig zu fallen.

„Sachsen! Deutsche! Unsre Stammbäume, unsre Geschlechtsregister haben mit dem Jahre 1812 aufgehört. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor, und giebt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück.

Graf von Wittgenstein."

Anna war sehr begeistert durch die Proclamationen, welche der Bruder mit einigem Pathos vorgetragen hatte.

„Nun wird Sachsen," sprach sie, „hoffentlich nicht länger anstehen, der gemeinsamen Sache beizutreten?"

„Ja," erwiderte Ruffus, „es wird mir selbst ganz kriegerisch zu Muthe, und wenn's nicht direkt gegen den Napoleon ginge, wär' ich gern dabei. Es muß sich herrlich fechten nach diesem neuen Evangelium. Die russischen und preußischen Generale müssen im französischen Nationalconvente gesessen haben, so prächtig wissen sie über die Freiheit zu sprechen. Mich dauert nur der deutsche Adel, dem ergeht es miserabel. Erstens soll er nichts mehr gelten,

und mit Nachbar Grobschmied und Comp. in Reih und Glied für's Vaterland fechten. Es ist weit gekommen."

Ein Mitglied des Dresdner Stadtraths und alter Bekannter von Heumann und dem Geheimrath trat jetzt in's Zimmer. Sein Gesicht drückte Unmuth und Besorgniß aus.

„Der Himmel mag wissen," sprach der Eingetretene nach den ersten Begrüßungen, „wo das hinaus soll. Die Stadt ist nicht mehr im Stande, diese Kriegsvölker zu unterhalten. Bereits haben wir den Miethbewohnern Einquartierung zuweisen müssen; und wenn diese Durchzüge noch acht Tage anhalten, gerathen wir in eine Schuldenlast, an der wir Jahre lang zu schleppen haben."

„Wird denn keine Entschädigung stattfinden von Seiten der preußischen und russischen Behörden?" frug Heumann.

„Daran ist vor der Hand nicht zu denken," erwiderte der Gefragte, „Russen und Preußen sind dermalen nicht in Glücksumständen und brauchen ihr Geld nöthiger. Dazu kommt der Umstand, daß wir Sachsen eigentlich als feindliches Land betrachtet werden, so lange sich das sächsische Cabinet nicht für den Beitritt der Coalition erklärt. Blücher sagt rund heraus, daß das, was Sachsen gegenwärtig zu leisten habe, nichts gegen die Opfer sei, die sich Preußen habe müssen gefallen lassen. Die Immediat-Commission hatte ihm die Unmöglichkeit seiner Forderung vorgestellt, da ist dieser General vollends in Harnisch gerathen. Morgen erscheint ein Schreiben des Genannten an besagte Commission im Dresdner Anzeiger, das Hände und Füße hat. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als mir der Censurbogen geschickt wurde. In einer Stelle ward unserer ober-

sten Regierungsbehörde förmlich der Text gelesen. Meinen Pflichten als Censor gemäß mußte ich die Stelle streichen, Blücher aber hat eine preußische Schildwache an die Druckerpresse gestellt, und morgen wird die Immediat-Commission vor dem ganzen Publikum compromittirt."

„Das freut mich übrigens von Blücher," sprach Ruffus, „daß er ein solcher Feind der Censur ist; auch in seiner Proclamation spricht er von Preßfreiheit. Ist denn die censurwidrige Stelle so arg?"

„Der Curiosität halber," erwiderte der Rathsherr, „hab' ich mir sie notirt. Uebrigens wird sie morgen die ganze Stadt lesen. Am Schlusse nämlich heißt es:

„Uebrigens bemerke ich (Blücher) noch, daß der ungeziemende Ton, der in Ihrer (der Immediat-Commission) gestrigen Vorstellung an mich herrscht, einen Andern, der es mit unsern deutschen Mitbürgern weniger redlich meint, wohl hätte erbittern können, daß ich mich jedoch dessenungeachtet bestreben werde, die Drangsale des Kriegs dem Lande so viel als möglich zu erleichtern und nicht den Geist der Erbitterung, den die Immediat-Commission in ihre Verhandlungen mit mir zu legen angefangen hat, bei meinen Behörden zu gestatten."

„Da kennt man gleich den alten Blücher," meinte Ruffus, „und ich finde seine Redeweise gar nicht außer der Ordnung. Was ist denn die Immediat-Commisssion so unpolitisch, sich erbittert zu stellen?"

„Sie hat allerdings als oberste Landesbehörde alle Ursache zur Erbitternng," bemerkte der Rathsherr, „wiewohl ich es gleichfalls nicht für politisch halte, die Erbitterung

in Gegenwart zweier feindlichen Armeen so offen auszusprechen. Der General Blücher hat unsern Cottbuser Kreis, der in Folge des Tilsiter Friedens von Preußen an Sachsen abgetreten wurde, förmlich wieder im Namen des Königs von Preußen in Besitz genommen.“

„Das habe ich immer gesagt,“ sprach Heumann, „daß diese Napoleonischen Präsente nicht viel Segen bringen. Wenn's nur bei dem Cottbuser Kreise verbleibt und Preußen nicht mehr zulangt. Wir Sachsen haben einmal kein Glück mit unsern Eroberungen. Die vor einem Jahre eroberte russische Kanone, die nach Dresden gebracht wurde, hat auch keinen Segen getragen. Wer will's jetzt den Kosaken verwehren, wenn sie das ganze Zeughaus ausräumen und sich für den Verlust hundertfach bezahlt machen?“

„Auch ist der Enthusiasmus unserer Bevölkerung,“ fuhr der Rathsherr fort, „wenigstens was die russischen sogenannten Friedensbringer betrifft, ziemlich verraucht. Wie gut sich die ersten Kosakenabtheilungen betrugen, um so schlimmer treiben's die Soldaten vom Corps des General Miloradowitsch. Das sind verwilderte und verwahrlos'te Gesellen, die lange Zeit in der Walachei gestanden und von europäischer Civilisation nichts wissen. Ungenügsam, unersättlich, unreinlich, haben sie keine Ahnung von einem Anstandsgefühle; sie vermögen ihre rohe Begierde so wenig zu zügeln, daß sich Frauen und Mädchen ohne männlichen Schutz kaum mehr über die Straße getrauen, ohne von diesen Unholden auf empörende Art belästigt zu werden. Noch schlimmere Nachrichten sind von den umliegenden Dörfern eingegangen. Dort haben junge Landmädchen in den Schornsteinen Zu-

flucht suchen müssen, um Gewaltthätigkeiten zu entgehen. In der Lausitz sollen ganze Dörfer leer und öde stehen, da bei den einrückenden Kriegsheeren die Bewohner mit ihren Kindern, Vieh und tragbarer Habe in die Wälder geflohen sind."

„Aber existirt denn keine Disciplin im russischen Heere?" frug der Geheimrath.

„O eine sehr gestrenge," war die Antwort. „Wenn solche Ausschweifungen und Verbrechen zur Klage kommen und überwiesen sind, werden sie mit Kantschuh und eisernem Ladestock bestraft. Es ist greulich, noch gestern fand eine solche Execution unter meinen Fenstern statt. Das Blut floß dem Sträfling stromweise vom Rücken. Der Kerl verharrte in einer stoischen Indolenz. Als er seine Tracht Schläge, die einem deutschen Körper den Garaus gemacht hätten, erhalten hatte, bat er um eine Handvoll Kochsalz, womit er sich den wunden Rücken einrieb. Heute ist der Mensch vollkommen hergestellt und guter Dinge."

„Schöne Naturen," bemerkte Ruffus.

„Damit ich aber nicht Eins über's Andere vergesse," fuhr der Rathsherr fort, „so muß ich die verehrte Gesellschaft mit dem eigentlichen Zwecke meines Besuchs bekannt machen."

Alle horchten auf.

„In einigen Tagen," sprach er weiter, „werden Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, welche ihren respectiven Armeen folgen, hier eintreffen. Es muß ganz Sachsen und Dresden insbesondere daran liegen, daß diese hohen Monarchen einen freundlichen

und friedlichen Sinn mitbringen, und hat daher der Rath beschlossen, den Einzug der hohen Häupter so feierlich als möglich zu begehen. Eine Anzahl festlich gekleideter Jungfrauen unserer Stadt soll, Blumen streuend, die hohen Sieger empfangen und es ergeht an die Familien Günther und Heumann von Seiten des Stadtraths und der Bürgerschaft die ergebenste Bitte, den respectiven Töchtern eine gefällige Mitwirkung zu gestatten."

„Habt Ihr Lust, Mädchen?" frug der Geheimrath zu Anna und Clara gewendet, „ich für meine Person will der Sache nicht hinderlich sein."

Anna nahm begeistert die Aufforderung an, Clärchen sah sinnend vor sich hin und schien keine rechte Lust zu haben.

„Da mir in dieser Familiensache als Bruder ein Wörtchen zusteht," sprach Ruffus, „so muß ich mich gegen derlei Empfangsfeierlichkeiten entschieden aussprechen; noch weniger kann ich zugeben, daß eine meiner Schwestern daran Theil nimmt. Noch hat sich unser König nicht gegen Napoleon erklärt, er ist Sachsens Bundesgenosse, und die Bürgerschaft darf nicht dem Feinde ihres gewaltigen Alliirten mit Blumenkränzen entgegenkommen. Das wäre eine Maßregel, die Dresden sehr zum Nachtheil gereichen könnte, falls Napoleon selbst wieder in unsere Stadt einzöge. Die Franzosen sind auf uns so nicht sonderlich zu sprechen, wie erst, wenn wir sie muthwilliger Weise durch dergleichen feindselige Demonstrationen und Herzensergießungen herausfordern. Die Familien, deren Töchter den Monarchen Rußlands und Preußens Blumen gestreut, würden ihren vorzeitigen Patriotismus theuer zu bezahlen haben. Alexander

wie Friedrich Wilhelm sind so edeldenkende Männer, daß sie einer Stadt nicht grollen werden, wenn man sie auch ohne großes Gepränge empfängt, und der Empfang nur ein den Umständen angemessener ist."

„Mir scheint," erwiderte etwas ärgerlich der Rathsherr, „daß Sie, verehrter junger Freund, nur die Besorgniß, der Napoleon werde wiederkommen, so sprechen läßt; aber seien Sie außer Furcht, den sehen wir in diesem Leben nicht wieder. Bevor jene grünen und blauen Steinmauern und jene bepanzerten Cuirassierreihen der verbündeten Armeen durchbrochen sind, will's etwas; und wie großen Respect ich auch vor dem Genie des Kaisers habe, so hat seine Macht in Rußland einen zu bedeutenden Stoß erhalten, als daß sie sich mit den ungeschwächten Streitkräften Rußlands und Preußens so bald wieder wird messen können. Wenigstens sehen wir den Napoleon heuer nicht wieder und vielleicht, daß uns unter der Zeit Gott den Frieden schenkt."

„Dem sei, wie ihm wolle," versetzte Ruffus mit Entschiedenheit, „wir sind unserm verehrten Könige so viel Rücksichten schuldig, daß wir seine Gegner nicht mit Blumenguirlanden empfangen dürfen. Giebt der Vater den Schwestern die Erlaubniß, sich der Huldigungsschaar anzuschließen und bei den Empfangsfeierlichkeiten zu paradiren, so habe ich wenigstens das Meine gethan, wenn ich nach Kräften davon abgerathen habe und eine spätere Verantwortlichkeit kann mich nicht treffen."

„Der Bruder hat ganz Recht," meinte Clärchen, „der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mögen

sehr gute Herren sein; aber Napoleon ist mir doch lieber und nur mit Widerwillen würde ich seine Gegner huldigend bewillkommnen."

„So erlaube mir es, guter Vater," bat Anna. „Ich erblicke in der Ankunft der Monarchen nur Glück und Heil für Sachsen und Deutschland, und warum sollt' ich mich da nicht freuen aus Herzensgrunde?"

„Was meinst denn Du, Röschen?" frug Clärchen die Freundin.

„Sollte mich Gott bewahren, in dieser Dresdner Mädchengarde Parade zu stehen," protestirte diese; „ich kann solche offiziellen Huldigungen überhaupt nicht leiden und bei der in Rede stehenden theile ich Ruffus' und Clärchen's Ansicht."

„Ei, ei, meine Damen," sprach der Rathsherr in halb ernstem, halb scherzhaftem Tone, „Ihre deutschen Schwestern in Preußen würden sich wenig freuen, Sie so unpatriotisch sprechen zu hören. Haben Sie nicht in den Zeitungen gelesen von den großen Opfern, welche Preußens Frauen und Mädchen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen?"

„Wir lesen die Zeitungen nicht," sprach Clärchen.

„Nun aber doch davon gehört?" frug Jener.

„Allerdings," erwiderte Rosalie, „aber das ist in Preußen etwas Anderes. Dort waren die Franzosen eine Landplage und ihr Abzug mußte den Indifferentesten mit Freude erfüllen. Wir haben uns dagegen nicht über sie zu beklagen; im Gegentheil hab' ich sie immer recht liebenswürdig gefunden. Ich würde meinem eigenen Gefühl zuwiderhan-

deln, wollte ich gegen diese Nation feindselige Gesinnungen hegen, und gerade heraus, es wäre bloße Heuchelei, wenn ich mich für eine sogenannte deutsche Patriotin ausgäbe."

„Das ist auch meine Meinung," sprach Clärchen, und Ruffus konnte nicht umhin, seine lobende Zustimmung zu geben. Nur der Rathsherr wollte sich nicht werfen lassen, und als er seiner Rede kein Ende finden konnte, ward's Rosalien ennüyant und sie sprach im determinirten Tone, der drollig klang, weil man wußte, daß kein Ernst dahinter war: „Wissen Sie, Herr Stadtrath, daß Sie als ein Unterthan seiner Majestät Friedrich August des Dritten von Sachsen die Töchter von Dresden nicht animiren dürfen, den Feinden Blumen zu streuen? Sie sind ein Russenfreund und sobald der Kaiser Napoleon wieder hier ist, werd' ich Sie denunciren."

Der Stadtrath wußte im ersten Augenblicke nicht recht, welches Gesicht er bei diesen Worten machen solle; als aber Clärchen sich des Lachens nicht enthalten konnte, erkannte er den Scherz.

„Diese Denunciation," sprach er, „kann ich mir gefallen lassen, die werden Sie, da sie an den Kaiser Napoleon in Person ergehen soll, hoffentlich nicht an den Mann bringen. Wie ich schon gesagt, mit seiner Macht ist's zu Ende. Er bringt nur die Schuljugend Frankreichs über den Rhein, ein Geschlecht der Männer giebt's bei den unaufhörlichen Kriegen in diesem Lande nicht mehr. In vielen Ortschaften soll man nur Weiber, Greise und Kinder erblicken."

„Ueber diese männliche Entvölkerung habe ich seit Jahren viel sprechen hören," bemerkte Ruffus, „aber ihr ist

wirklich nicht so. Ich habe so ziemlich sichere Nachrichten hierüber mir zu verschaffen gewußt. Die männliche Bevölkerung hat allerdings gelitten, aber gleichwohl ist Frankreich in Vergleich zu dem Zeitalter unmittelbar vor der Revolution dermalen weit volkreicher."

„Experientia docet," entschied der Rathsherr, das Gespräch abbrechend, und versuchte noch einmal sein Heil bei den beiden unpatriotischen Mädchen, aber vergebens.

Indeß begann es dunkel zu werden, die Truppenzüge hatten nachgelassen; dafür war es in den Häusern wegen der zahlreichen Einquartirung sehr lebhaft geworden. Der Geheimrath mahnte zum Aufbruch.

„Wenn wir nur die garstige Neustadt im Rücken hätten," sprach Clärchen, „da liegen lauter Russen; ich lobe mir die Altstadt."

„Allerdings," äußerte Ruffus, „man hört da wenigstens vaterländische Leute. Da sind nur Preußen einquartirt, die in Stadt und Land wegen ihres musterhaften Betragens, das gegen das ihrer Verbündeten grell genug absticht, allgemeine Liebe erworben haben. Uebrigens habt Ihr wegen der verwilderten Walachen Nichts zu befürchten. Der Wagen ist bestellt, und ich fahre selbst mit nach Hause."

Als Günthers aufbrachen, mußten sie das Versprechen geben, beim Einzuge des Kaisers von Rußland und Königs von Preußen, der in einigen Tagen stattfinden sollte, ihren Besuch zu wiederholen.

Auch der Rathsherr nahm freundlich Abschied, obgleich er seinen Zweck, zu Anna's großem Aerger, nicht erreicht hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Dresdner Mitglieder des Tugendbundes waren heute zahlreicher denn je versammelt. Eine Anzahl derselben war zu der Freischaar getreten, die der preußische Rittmeister, der Baron von Burstini, in Dresden organisirte. Auch Gotthard und Reinhold befanden sich darunter. Bereits trugen sie die schmucke Jägeruniform und die begeisterte Kampflust leuchtete aus den Augen der kräftigen, stattlichen Jünglinge.

Man gab den zur Armee tretenden Freiwilligen ein kleines Abschiedsfest. Viele preußische Offiziere waren als Gäste geladen. Der ganze Akt hatte etwas Feierliches, Erhebendes. Hier vernahm man keinen von den schalen Witzen, die damals in Unzahl auf Napoleon und die Franzosen cursirten. Man machte die Zurückgewichenen nicht lächerlich. Alle waren von der Tendenz des Vereins zu ernst gestimmt. Man fühlte, daß der bevorstehende Kampf ein Kampf auf Leben und Tod sei, daß mancher der hier versammelten Freunde und Waffenbrüder den einstigen Sieg nicht erleben würde.

Der eine Festordner erhob sich jetzt; eine tiefe Stille erfolgte.

„Ich glaube," sprach er, „unsere heutige Versammlung nicht würdiger eröffnen zu können, als wenn ich die hochherzigen Worte wiederhole, die Friedrich Wilhelm vor wenigen Wochen zu seinem Volke sprach. Sie seien unser Losungswort im bevorstehenden Kampfe, denn die Gerechtigkeit, ja die Heiligkeit unserer Sache kann durch kein Aktenstück wahrhafter und würdiger manifestirt werden."

Und mit schöner, begeisterter Stimme, die dem großherzigen Inhalte würdig entsprach, las er:

„An mein Volk!

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem verblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbs und Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine

Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen. Selbst kleine Völker sind für gleich große Güter gegen mächtige Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch der Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden. Denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Anzahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken opfert, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die

heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werde unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit."

Der Eindruck, welchen dieser großartige Aufruf des hochverehrten Fürsten auf die Versammelten hervorbrachte, war unbeschreiblich. Selten sah man wohl die heilige Flamme für das Vaterland und für einen geliebten Fürsten schöner und reiner brennen als hier. Ein preußischer Offizier, mit vielen Decorationen militairischer Bravour geschmückt, erhob sich.

„Nicht minder schön," rief er, „hat unser Friedrich Wilhelm zu seinem Heere gesprochen; o, daß diese Worte in jedes deutschen Kriegers Brust Widerklang finden möchten; und gewiß, das werden sie, das müssen sie, denn nimmer hat wohl ein Fürst so begeisternd zu seinen Soldaten gesprochen."

„Der Aufrnf werde laut vorgelesen!" tönte es von mehrern Seiten. Gern entsprach der Offizier diesem Wunsche und las:

„An mein Kriegsheer!

„Vielseitig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen. Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch, geweiht, das Vaterland zu vertheidigen, ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich anbieten. Seht, wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch der Sache des Vaterlandes zu weihen. Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrungen, Mühseligkeit, innerer Zucht. Des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder der Geringste im Heere, verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohle es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott. Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren! Seid ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk! Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seine Pflicht vergißt. Euer König bleibt stets mit Euch. Mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen, und an unsrer Seite ein zu unsrer und Deutschlands Rettung gekommenes tapferes

Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft und Gott war mit ihm! So auch Ihr! Denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsre Losung."

Als der Vorleser zu Ende war, der besonders die letzten Worte sehr hervorgehoben hatte, erhob sich unwillkürlich die ganze Gesellschaft mit erhobenen Bechern, die klingend an einander stießen:

„Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsere Losung!"

„Wer ist denn jener Herr dort neben dem Baron von Felseck?" frug Gotthard seinen Nachbar, „er scheint nicht dem Militairstande anzugehören; sein Wesen hat aber etwas außerordentlich Anziehendes, Herzgewinnendes."

„Das ist der Professor Arndt aus Greifswalde, unser begeisterter Volks- und Freiheitssänger," war die Antwort, „der Begleiter des Freiherrn von Stein. Er ist durch die entflammende Rede seines Wortes der guten Sache so nützlich, wie ein Armeecorps. Noch dieser Tage wieder ist eine Schrift von ihm über Landsturm und Landwehr erschienen, die gewiß recht segensreich wirken wird."

Gotthard war freudig überrascht, den trefflichen Mann so unerwarteter Weise kennen zu lernen, als der Vorsitzende wieder um's Wort bat.

„Herr Professor Arndt," begann er, „ein Name voll guten Klangs im deutschen Lande, hat den Bitten vieler der geehrten Anwesenden nachgegeben, und wird ein deut-

sches Lied zum Besten geben, das er erst vor Kurzem gedichtet und das nur Wenigen bekannt ist, aber bald im ganzen großen Vaterlande freudig widerhallen wird.“

Der Genannte erhob sich, und las mit fester, energischer, aber zugleich höchst wohllautender Stimme ein noch im Manuscripte befindliches Lied, welches folgendermaßen lautete

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
 Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
 Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
 Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
 Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
 Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer um Tyrannensold
 Die Menschenschädel spalten;
Doch, wer für Tand und Schande ficht
 Den hauen wir in Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
 Mit deutschen Männern sterben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
 O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
 Wir schwören Dir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
 Der nähre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
 Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutsche, alle Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!"

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen alle Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henker= und mit Knechteblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen,
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege hohes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien."

Dieses urkräftige Lied that außerordentliche Wirkung. Besonders waren Gotthard und Reinhold davon begeistert. Ersterer brachte einen Toast auf den trefflichen Dichter aus.

Es wurden jetzt mehrere vaterländische Gesänge angestimmt und mit Begeisterung gesungen.

„Ruffus war also auch heute nicht zu bewegen," frug

während einer Pause der ältere Steinberg seinen Bruder, „unserm herzerfreuenden Vereine beizuwohnen?“

„Mein Zureden war, wie gewöhnlich, vergebens,“ antwortete der Gefragte. „In der That, manchmal möchte man fast irre werden, zumal seit seinem jüngsten Benehmen gegen Anna, der er nicht einmal gestatten wollte, die verbündeten Monarchen zu bewillkommnen.“

„Wirklich?“ frug Gotthard düster, „mich nimmt's Wunder, daß er nicht mit den Franzosen abgezogen und uns in den nächsten Tagen in der feindlichen Schlachtreihe entgegentritt.“

„Seine Indifferenz gegen unsre heilige Sache, die alle deutsche Herzen erwärmt, ist fast Lieblosigkeit,“ sprach der Bruder. „Mich hat sie in letzter Zeit oft genug verletzt, und wenn mich Anna nicht zu sehr interessirte, würde ich seltener mit ihm zusammengekommen sein.“

„Auch mit seiner gerühmten Weisheit ist's nicht immer richtig,“ sprach Gotthard; „in der Sternburg hat er sich wahrhaft getäuscht.“

„Tausend gegen Eins, allerdings,“ fiel Reinhold feurig ein, „das ist ein herrliches Weib; ihr Wesen liegt so offen und rein da. Ich begreife nicht, was der Misanthrop darunter suchte, uns von ihr zurückzuhalten.“

Das Fest nahte seinem Ende. Nach Absingung des trefflichen Liedes von Arndt: Was ist des Deutschen Vaterland ꝛc. ging die Gesellschaft, die bis zuletzt in den Grenzen einer ernstheitern Geselligkeit geblieben war und alles Bacchanal streng gemieden hatte, ohne großen geräuschvollen Aufbruch auseinander.

Siebentes Kapitel.

Ruffus las so eben seinen beiden Schwestern die neueste Nummer der Leipziger politischen Zeitung vor, die vor wenig Wochen ganz Napoleonisch, jetzt mit Einemmale Kosakisch geworden war und konnte sich nicht enthalten, seine trocknen Bemerkungen darüber zu machen.

„Die armen Leipziger," sprach er, „sind übel daran, ihre politische Zeitung wird sie wieder stark in's Malheur bringen, wenn die Franzosen dieses Zeug da lesen, schwarz auf weiß, oder vielmehr schwarz auf grau, denn dieses Journal ist in Betreff seines Papiers eine Art Grauschimmel, werden sie, sobald sie von Lindenau hereindefilirt sind, die armen Pleißhanseaten in neue Contribution setzen. Das Raisonniren auf Napoleon ist einmal eine kostspielige Sache."

„Wir wollen doch nicht hoffen, daß die Franzosen wieder nach Leipzig kommen?" versetzte Anna.

„Ich hoffe es auch nicht," versicherte der Bruder; „aber so unwahrscheinlich ist die Sache nicht."

„Ja, ich wünsche es, daß sie wiederkommen," sprach

eifrig Clärchen, „die garstigen Kalmücken und Baschkiren mit ihren kleinen häßlichen Augen, die alle Straßen und Plätze zu Pferdeställen umgewandelt haben, sind mir höchlich zuwider.“

„Nun, das ist gewiß,“ meinte Ruffus, „halb Asien muß herein sein. Ich spazierte gester vor dem schwarzen Thore, da kam ein wahrhaft hochasiatischer Völkerzug auf der Straße von Bautzen daher. Erst donische Kosaken, die mochten passiren. Dann ukränische Kosaken in grauen Friesmänteln mit metallnen Kreuzen auf der Brust und Filzmützen von gleicher Farbe; die konnten auch allenfalls für europäische Reiterei gelten; aber die nun folgende sogenannte irreguläre Cavallerie, das waren merkwürdige Kerle; an Feuerwaffen war bei ihnen nicht zu gedenken; ihr Schießzeug bestand in Pfeil und Bogen à la Wilhelm Tell. Regulaire Reiter ritten gleichsam als Treiber zu beiden Seiten dieser asiatischen Elite, die von Ordnung und Disciplin keine Ahnung hat. Wie man mir erzählte, werden diesen Leutchen die Säbel erst unmittelbar vor dem Einhauen geschliffen, weil sie sonst mit scharfen Waffen nur Unfug unter sich selbst anrichten würden. Daß sie sogar kleine Kinder spießen und braten, glaub' ich nicht; aber sehr unwahrscheinlich ist's nicht. Uebrigens treiben ein paar französische Voltigeur-Compagnien diese ganze Reiterei zum Guckuck, und ich begreife nicht, was dieses Volk, das, wie Heuschreckenschwärme, die Gegenden nur arm frißt, der russischen Armee nützen soll. Den Baschkiren und Kalmücken folgte ein unabsehbarer Zug Rüstwagen, deren Nutzen mir gleichfalls nicht klar ist. Nebenher trabten große Hunde,

deren Spitzköpfe und lange Schwänze die kamtschatkalische Abkunft gar nicht verkennen ließ. Kurz der ganze endlose Zug war eine wahrhaft asiatische Völkerwanderung.“

Schmetternder Trompetenruf und freudiger Hörnerschall tönten jetzt auf dem großen Platze vor dem Pirnaischen Thore, welcher von den Fenstern des Geheimraths vollkommen übersehen werden konnte.

„Das sind die Lützowschen Jäger,“ sprach Ruffus aufspringend, und trat mit den Schwestern an's Fenster.

Aus allen umliegenden Straßen kamen jetzt schmuck berittene Jünglinge gesprengt in einfachschöner Jägeruniform mit wehenden dunkelgrünen Federbüschen.

„Ein stattliches Corps,“ lobte Ruffus, „solche Soldaten laß ich mir gefallen, die fürchten selbst die alte Garde nicht. Die Steinbergs stecken auch mit darunter, die herrlichen Jungen.“

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als ein hoher, schlankgewachsener Jäger auf prächtigem Rappen gegen das Haus gesprengt kam.

„Beim Himmel,“ sprach Ruffus, „das ist der Reinhold, er wird noch einmal Abschied nehmen wollen.“

Anna war todtenbleich in den Stuhl zurückgesunken.

„Das ist schön,“ rief Ruffus dem eintretenden Freiheitskämpfer entgegen, und ihn herzlich umarmend, „daß Du uns bei Deinem Patriotismus nicht ganz vergißt und noch einmal heimsuchst. Wann soll die Reise fortgehen?“

„In einem Stündchen,“ war die Antwort, „Gotthard läßt herzlich grüßen, der ist mit der Avantgarde bereits voraus auf der Straße nach Freiberg.“

Clärchen brachte dem jungen Kriegsmann einen Stuhl, Ruffus aber konnte sich nicht satt sehen an dem schmucken Jäger.

„Weiß Gott," sprach er, „Du machst Dich allerliebst, Du bist ein geborner Soldat. Schaff' mir eine Armee von solchen Leuten, und ich treibe den Napoleon nach der ersten Schlacht über den Rhein."

Reinhold hatte wenig Aufmerksamkeit für das Lob des Freundes. Auf der bleichen innerlich zitternden Anna, dem Ideale seines Lebens, ruhten seine Blicke. Er nahte sich ihr mit aller Bescheidenheit schüchterner Liebe und erbat sich ihren Segen für den bevorstehenden Kampf.

Ruffus hatte unterdeß Wein gebracht und vier Gläser.

„Also auf frohes, glückliches Wiedersehen," sprach er nicht ohne Bewegung, „stoß an, Freund, und ihr Mädchen auch."

Die Gläser klangen wie Glocken an einander.

„Das klingt schön," fuhr Ersterer fort, und suchte seine Rührung mit Gewalt niederzukämpfen. „Aber wir müssen dem Abschied auch eine romantische Seite abgewinnen. Anna, Du mußt unserm Freunde ein Andenken geben, einfach und sinnig, das er treu bewahrt und einst wiederbringt, zum Zeichen, daß er seine Freunde in Dresden nicht vergessen hat."

Das schöne Mädchen erröthete und gerieth in Verlegenheit. Sie wußte im ersten Augenblicke nicht, ob sie den Wunsch des Bruders, der zugleich der ihres Herzens war, gewähren sollte.

Reinholds Augen blickten flehend zu ihr auf.

„Nur ein Band oder so Etwas," sprach Ruffus, „ihr

Mädchen seid ja nicht arm an dergleichen liebenswürdigen Kleinigkeiten."

Mechanisch und halb bewußtlos lös'te jetzt Anna eine rosenrothe Schleife von ihrer Brust und reichte sie zögernd dem glücklichen Reinhold. Mit heißen Küssen bedeckte dieser das reizende Vermächtniß.

„Es sei mein Talisman," rief er, „und freudiger ziehe ich in Kampf und Tod!"

Da tönten abermals die Trompeten und mahnten zum Aufbruch. Reinhold war jetzt nicht länger zu halten.

„Das Vaterland ruft," sprach er, und nochmals umarmten und küßten sich die Freunde; Thränen standen in beider Augen.

„Wenn ihr deutsche Mädchen sein wollt," sprach Ruffus zu den Schwestern, „so verweigert ihm den Abschiedskuß nicht, er verdient ihn, denn es ist ein geweihter Kämpe, der für das Heiligthum seiner Brust in den Kampf zieht, und wer weiß," fügte er ernster hinzu, „ob ihr ihn je wiederseht."

Clärchen stand Reinhold gerade zur Hand, der sich die Worte des Bruders nicht zwei Mal sagen ließ, und dem lieblichen Kinde, das sich auch weiter nicht sträubte, einen Kuß auf die Wange drückte. Bei Anna erschien ein Kuß Reinhold fast ein Verbrechen. Er zögerte einen Augenblick, ob er bei dieser Heiligen es wagen sollte.

Da tönte zum dritten Male der mahnende Trompetenruf, nur ein Augenblick noch war vergönnt und er benutzte ihn. Halb bewußtlos eilte er auf die Geliebte zu und ein

langer, seelenvoller Kuß besiegelte den Bund der beiden Herzen.

Gleich darauf vernahm man die gewaltigen Hufschläge eines weit ausgreifenden Streitrosses.

Ein seltsam wehmüthiger Zug hatte sich bei der Abschiedsscene der Schwester Anna um den Mund des Bruders gelegt, und leise für sich sprach er die Worte:

„Wer grübe sich nicht selbst ein Grab
Und würfe froh des Lebens Bürd' hinab,
Wenn holder Wahn nicht wäre."

Doch gleich darauf wandte er sich wieder zu Anna.

„Nun bringt es die Ordnung mit sich," sprach er, „daß Du Dich à la Ritterfräulein an's Fenster setzest und eine Schärpe stickst oder so Etwas, indeß sich der arme Junge draußen herumpaukt und unsterbliche Lorbeeren erringt. Apropos, Clärchen, wie hat denn Dir der junge Vaterlandsvertheidiger gefallen?"

„Gar wohl," gestand diese offenherzig, „wenn er nur nicht gegen den Nap zöge."

„Ja, mir ist auch bange, meinte der Bruder, „mehr um Reinhold und Gotthard als um den Nap. Letzterer ist schon wiederholt dabei gewesen, und ihm direct gegenüber mag nicht gut Hüttenbauen sein. Er ist bereits zu Erfurt angelangt. Vier Regimenter alter Garde hat er mit der Post nach Deutschland fahren lassen. Ganz Thüringen steckt voll Franzosen. Ney, Marmont, Oudinot, die Marschälle der kaiserlichen Garden kommen alle wieder mit. Die Armee soll trefflich organisirt und von bewundrungswürdigem Muthe beseelt sein. Ueberdies hat Napoleon, als er von Saint

Cloud nach Deutschland abfuhr, gesagt: „je ferai cette campagne comme le général Buonaparte, et non pas en Empereur!“ Mit der Cavallerie soll's übrigens sehr schlecht stehen, die hat in Rußland ihren Todesstoß erhalten; aber Napoleon weiß sich zu helfen. Wir müssen denken, hat er zu seinen Soldaten gesagt, wir wären in Aegypten. Da hatten die Franzosen bekanntlich ebenfalls großen Mangel an Reiterei.“

Der Geheimrath trat jetzt in's Zimmer.

„Der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm werden erwartet,“ sprach er; „man hat eine Ehrenpforte am schwarzen Thore gebaut, und die Töchter aus den angesehensten Familien werden die Monarchen empfangen. Ich würde es daher jetzt nicht ungern sehen, wenn Anna wenigstens Theilnehmerin würde. Es wird täglich gewisser, daß Sachsen zur Allianz mit Rußland und Preußen übertritt. Den neuesten Nachrichten zu Folge ist unser König von Regensburg nach Prag abgereis't. Oesterreich intriguirt gegen Frankreich, und erwartet den günstigen Augenblick, um als Feind hervorzutreten; kurz Alles deutet auf vollkommene Endschaft der Franzosenherrschaft, und da erfordert's die Klugheit, in Zeiten sich vorzusehen.“

Anna nahm die Worte des Vaters wie eine frohe Botschaft auf und sprach sogleich ihre Bereitwilligkeit aus.

Clärchen blieb sich consequent und erklärte, nur gezwungen würde sie den Feinden Napoleons Blumen streuen, außerdem nicht. Ruffus schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich habe meine Erklärung gegeben,“ sprach er, „und fürchte, daß wir unsere vorzeitige und unzeitige Huldigung

bald zu bereuen haben dürften. Wenn es indeß der Vater für zweckmäßig und nützlich hält, will ich nicht entgegentreten; aber nochmals, ich fürchte, wir werden es bereuen."

„Nun, schaden wird es nichts," sprach Clärchen, „selbst wenn der Kaiser wiederkäme, es geschieht doch nur zum Besten der Stadt, damit sie von den Siegern mehr geschont werde."

Das wäre ein sehr einseitiger Beweggrund, bemerkte Anna.

Clara wollte einen andern nicht gelten lassen und sie geriethen in Streit, den Ruffus am besten dadurch endete, daß er ihnen einen Spaziergang in den schönen Frühlingsmorgen vorschlug, was von den beiden Widersacherinnen mit gleicher Bereitwilligkeit angenommen wurde.

Achtes Kapitel.

Die Glocken tönten von allen Thürmen Dresdens, als sich von der Bautzner Straße her ein unabsehbarer Heereszug russischer und preußischer Truppen nach der Stadt wälzte. Es war der Kern der alliirten Armee, die sämmtlichen Garden der beiden nordischen Monarchen; nicht weniger denn fünfundzwanzig Bataillone der erlesensten Mannschaften, in Begleitung von sechszig Stück Geschütz.

Die ganze Umgebung vor dem schwarzen Thore war mit zahlreichen Volkshaufen bedeckt, Aller Blicke und Aufmerksamkeit der Bautzner Straße zugewendet.

Ueberall tönte kriegerische Musik der vielen vorüberziehenden Regimenter, und kaum hatte es auf dem Neustädter Rathhause Ein Uhr geschlagen, als die knospenschwellende Kastanienallee entlang in Begleitung eines zahlreichen und glänzenden Generalstabes ein hoher stattlicher Mann gesprengt kam. Es war der gewaltige Feind Napoleons, der Beherrscher des Nordens, Alexander der Erste von Rußland.

Ein donnerndes Hurrah der in Spalier gestellten Gar=

den, in welches das laute Vivat der Bevölkerung Dresdens einfiel, begrüßte den liebenswürdigen Monarchen, dessen freundlichen und sanften Zügen man es nicht ansah, daß das Geschick des Welttheils in seinen Händen lag.

Alexander dankte freundlich mit der Hand winkend, sprang vom Pferde und ging eine Strecke zu Fuß. Es währte nicht lange, als der aufwirbelnde Staub eine neue heransprengende Cavalcade verkündete. Von Neuem und fast noch lauter ertönten die Hurrahs und Vivats, und gleich darauf gewahrte man den ritterlichen König von Preußen, wie er gleichfalls vom Pferde stieg und nach der Gegend hin eilte, wo sich Alexander befand.

Die beiden Monarchen umarmten sich herzlich, worauf sie hoch zu Roß, gefolgt von ihren Garden, unter dem Jubel der Bevölkerung und dem Donner der Kanonen und Glockengeläute in die Königstadt einzogen.

Am Thore waren zwei durch Blumengehänge verbundene Säulen errichtet. Hier standen die Mitglieder des Stadtraths und der gesammten Geistlichkeit aller Confessionen. Weißgekleidete Mädchen, Blumenkörbchen tragend, bildeten eine reizende Doppelreihe, und als die Fürsten vorüber zogen, fiel ein Blumregen vor ihnen nieder.

Ruffus schaute wie jüngst, als die verbündeten Truppen die Hauptstraße defilirten, nebst Clärchen, Rosalien, einigen Bekannten und Bekanntinnen bei Heumanns zum Fenster hinaus. Anna hatte ihrem patriotischen Herzen nicht widerstehen können und streute mit Blumen.

„Der Frühling blüht prächtig hervor,“ sprach Ruffus, „ein vernünftiger Mensch sollte sich eigentlich verlieben; ich

selbst wär' gern dabei, aber kann man bei diesem ewigen Kriegslärm zur Ruhe kommen?"

Heumann klopfte ihm jetzt auf die Schultern.

„Was soll's?" sprach Ruffus.

„Theuerster Freund," war die Antwort, „Sie müssen mir später ein wenig förderlich sein bei meiner Decoration."

„Was wollen Sie denn decoriren?" frug Günther verwundert.

„Eine Art Transparent für die heutige Illumination," war die Antwort.

„Was soll denn transparirt werden?" frug jener weiter.

„Nur ein paar Worte," erzählte jener, „einfach, aber sinnig, ich hoffe, sie sollen Glück machen. Seit Sachsens Anschluß an Preußen und Rußland so gut wie entschieden ist, kann man was wagen."

„Wie heißen denn diese Worte?"

„Es ist eine Bitte aus dem Vaterunser," sprach Heumann, „für die Gegenwart ganz passend. Ich habe nämlich auf das Transparent schreiben lassen: Erlös' uns von dem Uebel! Ist der Einfall nicht gut?"

„O vortrefflich," erwiderte Ruffus ärgerlich, „haben Sie wirklich nichts Gescheidteres finden können?"

„Sie haben auch überall Bedenklichkeiten," entgegnete Heumann, durch diese Kritik in seiner Eitelkeit verletzt, „helfen Sie mir lieber beim Arrangement, die Sache ist einmal nicht zu ändern."

„Da soll mich der Himmel bewahren," protestirte Ruffus, „an solcher verbrecherischen Illumination Theil zu nehmen."

Heumann rief jetzt die Anwesenden gegen seinen Widersacher zu Hilfe. Die liebenswürdige Persönlichkeit der verbündeten Monarchen hatte fast Alle, mit Ausnahme Clärchens, antinapoleonisch gestimmt. Man ergriff allgemeine Partei gegen den Napoleonisten.

„Es geschieht nicht aus Zuneigung für Napoleon," vertheidigte sich dieser, „ich ärgere mich nur über die Unvorsichtigkeit."

„Wo hier die Unvorsichtigkeit stecken soll, begreife ich nicht," frug Rosalie.

„Macht was Ihr wollt," entschied endlich Ruffus; „komm, Clärchen, sie mögen sich vom Uebel erlösen lassen; das größere Uebel wird nicht ausbleiben."

„Heumanns und die Bekannten wußten nicht recht, ob sie Ruffus Worte mehr für Scherz oder Ernst nehmen sollten. Nachdem er sie nochmals ernstlich abgemahnt, die bewußte Decoration nicht auszustellen, aber bei Heumann, der sich in diese Idee einmal verliebt, kein Gehör gefunden hatte, machte er wirklich Anstalt zum Aufbruch und konnte nur durch Clara's Bitten zurückgehalten werden.

Anna war jetzt von ihrer Huldigungsfeier zurückgekehrt und noch begeistert von der Liebenswürdigkeit der beiden Monarchen. Mit ihr zugleich erschien eine reizende Blondine, Pauline mit Namen, eine lebenslustige Leipzigerin, die seit Kurzem mit ihren Aeltern nach Dresden gezogen und mit Heumann's gut befreundet war. Ihre Bewegungen waren leichter und ungezwungener, als die der Dresdner Mädchen; sie sprach schneller, war seltner um eine Antwort verlegen, resoluter; aber ihre Reden ohne tiefern

Gehalt; sie waren ein liebenswürdiges Geschwätz, wo man sich später allemal wundert, wie man dasselbe so lange und so geduldig hat anhören können.

Ruffus machte nichts mehr Vergnügen, als im Stillen den Habitus von jungen Damen aus verschiedenen Städten mit einander zu vergleichen und Betrachtungen darüber anzustellen. Obschon die Städte Dresden und Leipzig dem mäßiggroßen Königreiche Sachsen angehören, kaum dreizehn Meilen von einander entfernt liegen und in täglicher Berührung mit einander stehen, so ist ihre beiderseitige Physiognomie doch sehr verschieden. Hauptsächlich tritt dies bei den Damen hervor. Unter Dresdnerinnen wird man die Leipzigerin in der ersten Minute herausfinden, und umgekehrt. Die Leipzigerinnen wollen in Modeangelegenheiten eine gewisse Superiorität über die Residenzstädterinnen behaupten, wodurch sich letztere häufig gekränkt fühlen. Daß in Leipzig, vermöge der schnellen Communication, in welcher diese Stadt mit Paris und Wien steht, die Moden neuer sein können, als in Dresden, versteht sich; aber in dieser Modenneuheit liegt es nicht allein, die Leipzigerinnen kleiden sich auch anders als die Elbflorentinerinnen. Man hat oft und viel gestritten, worin dieser Unterschied liegt, und ob Leipzig oder Dresden, hinsichtlich der Kleidertracht, der Vorrang gebühre.

Ruffus stritt sich gern über solche Miniaturangelegenheiten, und er benutzte die Anwesenheit der Leipzigerin, einige Parallelen zwischen den beiden Städten auf's Tapet zu bringen.

„Wir wollen einmal die Politik," begann er, „Kaiser

und Könige auf die Seite stellen, und die wichtige Frage zur Tagesordnung bringen, wer sich vortheilhafter anzukleiden versteht, die schönen Leipzigerinnen, von denen wir heute so glücklich sind, eine Repräsentantin zu besitzen, oder unsere Landsmänninnen in loco?“

Die Stimmen waren getheilt. Pauline vertheidigte ihr Leipzig mit aller Energie. Rosalie und Anna Dresden. Clärchen saß nachdenklich da. Der Geheimerath und Heumann stimmten, wahrscheinlich in Erinnerung einstiger Burschenzeit, unbedingt für Leipzig, ein anwesender Vetter von Heumann's zog, vielleicht aus Galanterie für Anna die ihm sehr gefährlich schien, den Dresdner Geschmack vor. Ruffus leitete die Debatten.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ sprach Heumann, „es sitzt bei den Leipzigerinnen Alles besser, es ist Alles gebügelter und gedrechselter. Es ist Alles so, ich weiß nicht wie; kurz, Ihr versteht mich.“

„Ich muß gestehen,“ erwiderte Rosalie, „in dem Gebügelten und Gedrechselten ruht doch unmöglich der Geschmack. Wo finden wir bei den Griechen, den Idealen weiblicher Schönheit und Tracht, dergleichen faltenloses Zusammenschnüren und Pressen?“ Da stehen wir Dresdnerinnen, die wir dieses weniger lieben, jenem Ideale unbestritten näher.“

„Ja, aber auch dem Alterthume,“ bemerkte Pauline.

„Aber Ihr werdet uns hoffentlich nicht allen Geschmack absprechen?“ frug Anna.

„Ei bewahre,“ rief der Geheimerath, „die Dresdnerinnen kleiden sich größtentheils geschmackvoll; nichtsdestoweni-

ger haben die Leipzigerinnen Etwas in der Kleidung, das ihnen allerliebst steht und das man bei den Dresdnerinnen vermißt.“

„Nun, was ist denn das?“ frug Ruffus.

„Ja,“ entschuldigte der Geheimerath, „es läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen.“

„Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein, fuhr Ruffus, aus Faust declamirend fort, „was sagt denn mein Clärchen über vorliegenden Casus?“

Das liebliche Kind hatte scharf nachgedacht; sie fuhr sich noch einigemal sinnend mit der kleinen weißen Hand über die Stirn; dann sprang sie auf.

„Ich hab's, rief sie, „und bitte um's Wort.“

„Silence!“ commandirte der Präsident.

„Die Dresdnerinnen,“ docirte Clärchen, „verstehen sich geschmackvoll anzuziehen; die Leipzigerinnen aber verstehen es, sich geschmackvoll zu putzen.“

Eine augenblickliche Stille erfolgte.

„Das ist's auch,“ ertönte es beistimmend von mehreren Seiten.

„Unbestritten!“ rief Ruffus freudig, „das Blitzmädel hat's getroffen. Es ist ganz richtig, das „sich putzen“ verstehen sie hier nicht, da überladen sie sich gewöhnlich; aber die an der Pleiße besitzen ein eigenes Raffinement. Die können einen halben Galanterieladen aufpacken, man wird immer sagen müssen: es kleidet sie allerliebst.“

„Ich gebe Clärchen Recht,“ gestand Pauline lächelnd.

„Die Debatte ist geschlossen,“ decretirte Ruffus, „Clärchen hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Noch möcht'

ich eine andere Frage," fuhr er fort, „auf die Tagesordnung bringen, wenn ich nicht fürchten müßte, dem Zartgefühl der gegenwärtigen Damen zu nah' zu treten."

„Nur immer heraus," munterte Heumann auf, „es wird so schlimm nicht sein, und Sie werden die Pille schon zu verzuckern wissen."

„Nämlich die Frage," sprach Ruffus, „wo es mehr hübsche Mädchen gibt, in Dresden oder in Leipzig?"

„Wie kann uns die Frage verletzen?" frug Clärchen gutmüthig, wir halten uns sämmtlich für hübsche Mädchen, und führen so den lebendigen Beweis, daß dergleichen in beiden Städten wachsen."

„Sehr wohl, Verehrteste," lächelte der Bruder, „aber wo ist die Mehrzahl?"

„Nun da verfahren wir statistisch," rieth Clärchen, „Dresden hat ein Fünftel mehr Bewohner, als Leipzig, folglich gibt's auch bei uns ein Fünftel hübscher Mädchen mehr."

„Ich will einmal hier ganz unparteiisch richten," fiel Pauline ein, „und hoffe, beide Städte zufrieden zu stellen. Bei uns findet man der Anzahl nach allerdings mehr hübsche Gesichter, aber an wahrhaften Schönheiten liefert Dresden die Mehrheit."

„Wird dem Ausspruch vom Fräulein Pauline beigestimmt?" frug der Präsident.

„Anna und ich sind in Leipzig zu wenig bekannt," erwiderte Clärchen, „enthalten uns demnach eines Urtheils; doch in Betracht der trefflichen Beobachtuugsgabe unsrer

lieben Leipzigerin, stimme ich für meine Person ihr vollkommen bei.“

„Wir desgleichen,“ bemerkten Anna und Rosalie.

„Clärchen kann sich alle Tage,“ brummte Ruffus lächelnd, „in's englische Parlament wählen lassen. Das Kind spricht wie gedruckt. Uebrigens sind aller Dinge drei. Welcher Stadt, in wohnlicher Hinsicht betrachtet, ist der Vorzug zu geben?“

Hier waren die Stimmen wieder getheilt.

„Für den Sommer in Dresden und den Winter in Leipzig,“ meinte der Vetter.

„Nur die Messen in Leipzig,“ sprach Rosalie.

Man stritt sich noch geraume Zeit, welcher von den beiden Städten der Vorzug zu geben. Ruffus endlich sprach sich energisch gegen Leipzig aus.

„Mir ist nichts verhaßter,“ motivirte er seinen Ausspruch, „als eine Krämerstadt, wo des Lebens Wohl und Weh sich nur um Course und Prozente dreht. Die vielen Krämerseelen wirken demoralisirend auf die ganze Bevölkerung. Der warmblütigste Mensch verknöchert allmählig in dieser markaustrocknenden Atmosphäre von Leipzig. Alles Gemüthsleben wird von dem speculirenden Calcül des Kaufmanns verdrängt, nur das Interesse gilt, das todte Metall, und der Egoismus, diese Wurzel aller Miserabilitäten auf Erden, sproßt nirgends üppiger. Das ist nun nicht so in Dresden, dem ich übrigens wegen seiner oft großartigen Philistrosität deshalb keine Lobrede halten will. Aber der Mensch bleibt hier doch wenigstens ein warmblütiges Geschöpf, und wie bornirt er auch zuweilen einherschreitet, ist er

mir doch lieber, als so eine herzlose Amphibie, wie Leipzig zu Hunderten aufzuweisen hat.“ —

Pauline war ganz erbittert ob dieser Kritik ihrer Vaterstadt. Sie ließ sich die Vertheidigung sehr angelegen sein. Ruffus aber fuhr fort:

„Und liegt der Fluch nicht schon über der ganzen eintönigen, sumpfigen Gegend? Es ist etwas Trostloses, Unerquickliches, die endlose Ebene. Nach Leipzig kommen die Völker blos, um zu schachern oder sich todt zu schlagen, und es soll mich sehr wundern, wenn die nächste Schlächterei nicht gleichfalls auf dieser vortrefflichen Schlachtbank vorgenommen wird.“

„Ei, wo denken Sie hin!“ unterbrach hier Heumann, „bei Leipzig? Am Rheinufer, wenn nicht gar in Frankreich, kömmt's zur Schlacht. Napoleon soll zwar in Mainz sein, aber seine improvisirte Armee kann unmöglich den Rhein überschritten haben.“

„Wenn ich Sie versichere,“ erwiderte Ruffus, „daß die Franzosen bereits aus allen Schluchten des Thüringer Waldes hervorbrechen, so möchten die Kanonen doch eher bei Leipzig, als am Rheine gehört werden.“

Der Abend war hereingebrochen, der Trommellärm auf den Straßen verstummte, und man gedachte wieder der Illumination. Die Decoration: Erlöse uns von dem Uebel, kam von Neuem zur Sprache. Ruffus widersetzte sich nicht mehr, aber er mahnte die Seinigen so ernstlich zum Aufbruch, daß es Heumann's fast übel genommen hätten. Indeß stimmte auch der Geheimrath seinem Sohne bei, und bald darauf fuhr er mit den Seinigen in die Altstadt zurück.

Neuntes Kapitel.

Es war in den Morgenstunden des dritten Mai's, als in dem seit mehreren Tagen so stillen Dresden ein unruhiges Hin- und Herlaufen bemerkbar wurde. Zahlreiche Gruppen standen an allen Straßenecken, wo das Schreiben eines Offiziers vom Blücher'schen Corps angeschlagen stand, das von einer großen Schlacht in den Ebenen von Weißenfels und Leipzig erzählte, in welcher die Verbündeten den glorreichsten Sieg erkämpft hätten. Eine allgemeine Freude theilte sich in Folge dieser Nachricht der Bevölkerung mit. Man jubelte und sang. Alle Restaurationen und Gaststuben waren überfüllt. Aller Orten ward politisirt und gekannegießert. Die übertriebensten Nachrichten von einer totalen Niederlage der Franzosen liefen von Mund zu Munde. Die halbe französische Armee solle todt zwischen Leipzig und Weißenfels liegen, der Ueberrest gefangen und in wilder Flucht zersprengt sein. Man verständigte sich immer mehr, daß Napoleon doch nur ein höchst mittelmäßiger General, seine Marschälle nur talentlose Emporkömmlinge seien, die

den Generalen von Gottes Gnaden nicht das Wasser zu reichen vermöchten. Von den Heldenthaten der Preußen war Alles erfüllt, doch gestand man ein, daß auch sie große Verluste erlitten hätten.

In einem Kaffeehause am Altmarkt ging's besonders lebhaft zu. Ein Schneidermeister, der schon bei mehreren Gelegenheiten den deutschen Patrioten gespielt hatte, führte hier das große Wort. Seine Suade war unerschöpflich. Er bewies dem zuhörenden Publikum alle Fehler, die Bonaparte sich habe zu Schulden kommen lassen, haarklein, und daß man in einem großen Irrthum gesteckt habe, diesen Despoten für einen großen Mann zu halten.

Ruffus saß still in einer Ecke und studirte kopfschüttelnd den Schlachtbericht des Offiziers vom Blücher'schen Corps. Der Schneider, den es ärgerte, daß dieser junge Mann, der ihm als ein Napoleonist bekannt war, von seiner Declamation so wenig Notiz nahm, begann jetzt anzüglich zu werden. Er radotirte von Afterdeutschen, von Despotenknechten, und durch die Bestimmung der Auditoren ermuthigt, ging er so weit, daß er näher zu Ruffus herantrat, ihn fast förmlich denuncirte und ob seiner Undeutschheit zur Rede stellen wollte.

Ruffus legte ruhig das gelesene Blatt hin, stand auf und den Kleiderverfertiger lächelnd auf die Achsel klopfend, sprach er: „Mein Freund, Ihre Kunden klagen bitter, daß, seitdem Sie Patriot geworden, die Meisterwerke Ihrer Nadel nicht mehr sitzen wollen.“

Ein allgemeines Gelächter der Umstehenden folgte diesen Worten. Das Gesicht des Schneiders ward kirschbraun.

„Herr!“ rief er, „lohnt Deutschland so seine getreuen Söhne! Wissen Sie, daß ich dergleichen Spott nicht ertrage!“

„So schütteln Sie ihn ab, wackerer Meister,“ rieth Ruffus, ihn huldreich auf die Schulter klopfend, und verließ das Kaffeehaus.

„Wie?“ schrie der Schneider, „sind wir Deutsche, daß man so zu uns redet, nachdem unser siegreiches Schwert den französischen Coloß zu Boden geschmettert hat? Wie? in der Hauptstadt des befreiten Sachsens?“

„Wir hätten den Franzosen hinauswerfen sollen,“ sprach einer der Anwesenden.

„Allerdings,“ fiel eifrig der Schneider ein, „das hätten wir thun sollen, nicht ich allein, wir Alle, die wir deutsch denken, das ganze deutsche Vaterland ist durch solche Reden gebrandmarkt. Ha! wenn sich der Giftpilz wieder blicken läßt!“

Der Giftpilz trat wie gerufen nochmals herein. Er hatte sein Taschentuch vergessen. Der Schneider war über diese Frechheit im ersten Augenblicke etwas außer Fassung gebracht, doch faßte er sich bald und vertrat Ruffus, der, nachdem er sein Tuch eingesteckt, wieder fortgehen wollte, den Weg. „Herr!“ rief er, „dergleichen Anzüglichkeiten, wie Sie vorhin äußerten, duldet kein Dresdner Bürger.“

Ruffus, der sein Publikum kannte, flüsterte dem Händelsuchenden in's Ohr: „Mein Freund, ereifern Sie sich nicht, man hat Ihnen einen Haarzopf angesteckt.“

„Wie?“ schrie außer sich der Gefoppte, „wer hat es gewagt!“ Dabei fuhr er wie besessen mit der Hand in den

Nacken und visitirte seinen Rücken. Seinem Tastsinne nicht trauend, sprang er vor den nächsten Spiegel, wo er die sonderbarsten Positionen zum Besten gab, um seines Rückens ansichtig zu werden.

Die Anwesenden glaubten nicht anders, der Mann sei verrückt geworden.

„Was ficht Sie an, Herr Löbel?“ frug der geheime Finanzregistrator Stöckart.

„Man hat mir einen Haarzopf angesteckt,“ replicirte es vom Spiegel her.

„Kein Mensch hat daran gedacht,“ versicherten mehrere Anwesende.

Jetzt erreichte des Schneidermeister Löbels Zorn den höchsten Grad: „Wo ist der Bösewicht, der Vaterlandsverräther!“ schrie er, überall nach Ruffus umherspähend; aber dieser hatte längst die Gaststube verlassen und spazierte die Wilsdrufer Gasse entlang, um einen Freund in der Friedrichstraße zu besuchen. Als er unter den Kastanien der Ostraallee dahin wandelte, kam ihm hastig eine Droschke entgegengefahren. Ruffus glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seinen trefflichen Freund Hoffmann, den als Novellisten bekannten Musiker und Compositeur, darin erblickte, der direct von Leipzig kam und als Musikdirector bei der deutschen Oper unter Seconda in Dresden engagirt worden war.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief er höchlichst erfreut; Du selber oder Dein Geist?“

„Der desperate Geist im miserablen Leibrocke,“ ant-

wortete Hoffmann. „Die Musen fliehen vor dem Lärmen des Lagers. Ist denn bei Euch noch Ruhe?“

„Wie am Sabbath,“ erwiderte Ruffus, „Du kannst novellisiren nach Herzenslust. Also direct von Leipzig, nun wie steht's? Die Franzosen wirklich zum Guckuck! kann's noch gar nicht glauben.“

„Ja, diesmal ging's noch schief!“ rief der Kapellmeister, „es ist ein Himmelsacrament der Napoleon. Mit wahren Kindern hat er geschlagen. Aber die Preußen! die Preußen! ich sage Dir, häuserhoch liegen sie bei Lützen, die Gardejäger, die Freiwilligen; Jena ist radical ausgebissen, eine Heldenschlacht war's. Der liebe Gott muß seine Freude haben. Aber sie sind nicht durchgekommen. Die Engel möchten weinen.

„Das ist ja Alles rasend schnell gegangen,“ meinte Ruffus, „wo sind denn die Franzosen hingeflohen?“

„Wer?“ frug Hoffmann, und schien nicht recht gehört zu haben.

„Wo steht denn die Retirade zu?“ wiederholte Ersterer.

„Nun wo anders,“ erwiderte der Novellist, „dicht hinter mir; aber der Ruhm bleibt ihnen. Wie die Löwen haben sie sich geschlagen.“

„Ich verstehe Dich gar nicht“ frug Ruffus; „wen verstehst Du unter den Löwen?“

„Nun, mein Gott, die Preußen, die Gardejäger, die schwarzen Freiwilligen,“ erwiderte Hoffmann, „häuserhoch liegen sie bei Lützen; kamen nicht durch, aber unsterblichen Ruhm!“

„Napoleon ist also nicht geschlagen?“

„Wer sagt das? Hätte er Cavallerie, wär' er morgen da.“

„So expectorir' Dich zum Henker klar und faßlich,“ frug immer ungeduldiger Ruffus.

„Nun wer anders,“ war die Antwort, „als Napoleon, und was etwas sagen will, mit ganz junger Brut, aber Adlerbrut.“

„Und die Retirade?“

Hoffmann sah sich um.

„Nein, noch nicht,“ sprach er, „aber bei Kesselsdorf war retirirendes Gepäck dicht hinter mir. In acht Tagen seid Ihr französisch, steckt den Patriotismus provisorisch in Sack, die Franzosen sind unverschämt stark und erscheinen mit jungen Lorbeeren.“

Ruffus stand einen Augenblick in Gedanken. Seine Stirn war sehr ernst. Er dachte an Reinhold und Gotthard.

„Wär' er doch geschlagen worden, wie gern ich ihn auch habe,“ sprach er für sich, „ich will doch lieber vaterländisches Philisterthum ertragen, als übermüthige Fremdherrschaft, wo der Edeln zu viele bluten müssen und leiden. Doch es war ja voraus zu sehen, daß es so kommen mußte.“

„Freund, wo wirst Du absteigen?“ wandte er sich wieder zu Hoffmann. „Ich springe blos einen Gang in die Friedrichstadt und komme dann gleich zu Dir.“

„Seconda,“ war die Antwort, „hat mir ein freundlich Logis auf der Bautzner Straße gemiethet, wo ich das Badetheater in der Nähe habe.“

„Also à revoir!“ rief Ruffus, dem Freunde die Hand schüttelnd.

Der Wagen rollte dem Wilsdrufer Thore zu, und unser Freund eilte, die Brust voll der seltsamsten Gefühle, nach der Friedrichstadt.

Kaum war er bei der Weißeritzbrücke angelangt, als ein langer Zug preußischer Gepäckwagen den Weg versperrte.

„Also hätte Hoffmann doch wahr gesprochen," frug er sich, „und die Verbündeten müßten retiriren?"

Er trat zu einem der Fuhrleute, der mit ziemlich niedergeschlagener Miene neben seinem Gaule einherschritt.

„Das ist ja nicht der Weg nach Frankreich, deutscher Landsmann," sprach Ruffus wie im Scherze.

„Allerdings," war die Antwort, „uns armen Nachzüglern wird vom gelobten Lande nur erzählt, zu sehen werden wir's nicht bekommen."

Ruffus that mehrere Fragen, um etwas Näheres über die vorgefallene Schlacht zu erfahren.

„Ja, die Kanonen haben wir gehört," sprach der Fuhrmann, „aber weiter Nichts. Uebrigens haben die Franzosen tüchtige Schläge bekommen, und wir und die Russen haben gesiegt."

„Aber warum kutschirt Ihr denn zurück?"

„Der König und Kaiser hat's so befohlen," erwiderte der Vetturin. „In ihrer Menschenfreundlichkeit wollen sie nicht zugeben, daß auch wir noch, die man unnütze Waare nennt, die Gegend arm fressen. Die russischen und preußischen Grenadiere haben zu umfangreiche Bäuche, daß für uns nicht viel übrig bleiben würde."

Diese Reden klangen Ruffus doch etwas seltsam. Er dachte sich sein Bestes. Endlich gelang es ihm, durch die

endlose Wagenreihe hindurchzukommen. Als er einen Blick nach den Corbitzer Höhen warf, kam es wie eine Völkerwanderung in das Elbthal herab.

„Dieser ganze Wagenzug sollte entbehrlich sein?“ frug er sich kopfschüttelnd.

Er traf den Freund nicht zu Hause und befand sich daher bald wieder in der Stadt.

Hier hatte der seltsame Wagenzug, der sich so plötzlich von den Bergen herabwälzte, ebenfalls Aufmerksamkeit erregt, doch noch immer liefen glorreiche Siegesgerüchte zu Gunsten der Verbündeten im Volke umher. Nachmittags langten bereits die Gepäckwagen der preußischen Prinzen an, an welche sich wieder lange Wagenreihen mit Verwundeten anschlossen. Jetzt gestanden bereits die Zurückgekehrten, daß der Sieg mit schwerem Blute erkauft worden sei. Die Stimmung der Bewohner Dresdens ward immer unruhiger. Mit einem Male hieß es, Seine Majestät der König von Preußen sei angelangt. Die Franzosenspötter wurden jetzt nachdenklicher. Die Spottbilder auf Napoleon, zeither an allen Straßenecken zu haben, wurden seltner; bei den Bilderhändlern auf der Schloßgasse verschwanden sie ganz.

Die Dunkelheit nahte, da fuhr im schnellen Trabe ein vierspänniger Reisewagen, von rothen Gartekosaken escortirt, zum Plauenschen Schlage herein und hielt vor der Wohnung des Königs von Preußen. Ein hoher stattlicher Mann sprang heraus. Es war der Kaiser von Rußland. Sein Gesicht war sehr heiter, freundlich, und munter grüßte er die den Wagen umdrängende Volksmenge. Es entstand allgemeiner Jubel. Von Neuem verbreiteten sich die Sie-

gesgerüchte, die Patrioten erhielten neuen Muth und brachten den siegreichen Monarchen um Mitternacht bei Fackelschein eine Serenade.

Am andern Tage nahmen die unruhigen Besorgnisse von Neuem überhand. Die Züge von Wagen mit Verwundeten und Gepäck, die alle auf das rechte Elbufer übergingen, wollten gar kein Ende nehmen. Zwar erhielt sich noch das Gerücht, daß die Monarchen bereits vor der Schlacht den Befehl gegeben, daß alles überflüssige Gepäck, das dem Heere nachgezogen, über die Elbe geschafft werden sollte, damit auf dem linken Elbufer nicht alle Vorräthe nutzlos aufgezehrt und das Heer in seinen Bewegungen gehemmt werde.

Am fünften Mai wurden einige Kanonen unfern der Elbbrücke aufgefahren. Neugierige versammelten sich alsbald. Düstere Gerüchte begannen Wurzel zu fassen. Doch ward die Menge durch die Versicherung beruhigt, das Geschütz sei nur aufgefahren, den Sieg bei Lützen durch Freudenschüsse zu feiern. Auch wurden Eintrittskarten zur gottesdienstlichen Siegesfeier in der russischen Kapelle vertheilt; aber die Feier selbst unterblieb und vergebens erwartete man eine amtliche Bekanntmachung der Kriegsereignisse.

Die Spitäler füllten sich, obgleich man nur schwer verwundete Krieger aufnahm und die leicht Verwundeten theils sogleich weiter geführt, theils einstweilen in den Privatwohnungen untergebracht wurden. Drei Tage lang sah man fast ununterbrochen diese unglücklichen Opfer vorüberziehen. Der Kaiser Alexander ritt mehrere Male an die Wagenreihe vor welche mit Verwundeten beladen war,

sprach mit vielen derselben, und war bemüht, ihre Leiden durch seine Theilnahme zu lindern.

Am andern Tage trabte bereits die äußerste russische Avantgarde, aus Kosaken, Baschkiren und leichtem Fußvolk bestehend, mit ein paar Kanonen durch Dresden.

Ruffus, der mehrere Tage ob seiner den Franzosen günstigen Siegesnachrichten von den Seinigen und seinen Freunden war ausgelacht worden, promenirte mit dem Musikdirector vor dem Löbdauer Schlage, und sah die russisch-preußische Retirade mit an.

So eben rasselte das schwere russische Geschütz, von den Bergen kommend, nach Dresden hinein. Zahlreiche Regimenter zu Fuß und zu Pferde folgten.

„Nun wenn ihnen jetzt nicht der Staar gestochen ist,“ sprach Ruffus zu Hoffmann, „müssen sie mit Blindheit geschlagen sein.“

„Sieh' mal diese schweren Batterien,“ meinte der Musikdirector und zeigte auf die vorüberdonnernden energischen Feuerschlünde, „sie sind noch ganz geschwärzt vom Pulverdampf. Die Russen müssen sich unmittelbar nach dem Feuern auf- und davongemacht und nicht einmal Zeit gehabt haben, die metallenen Scheitel abzuputzen.“

„Uebrigens muß man gestehen, daß die Retirade in ziemlich guter Ordnung vor sich geht,“ bemerkte Ruffus, „den Kopf scheinen sie trotz der Niederlage nicht verloren zu haben.“

„Alle Wetter!“ rief plötzlich der Musikdirector „guck' mal dort nach dem Berge.“

Ruffus richtete sein Opernglas nach der bezeichneten Stelle.

„Beim Himmel!“ sprach er in großer Aufregung, „da sind sie!“

„Hätt' ich mich nicht getäuscht?“ frug Hoffmann.

„Nein, nein!“ rief Ruffus, „es sind französische Tirailleurs; sie plänkeln mit Kosaken der russischen Nachhut. Donner und Doria! das nenn' ich resolut den Sieg verfolgen. Es bleibt doch der alte Napoleon.“

„Aber sollte denn das die ganze verbündete Armee sein, die gestern und heute durch Dresden ging?“ meinte der Musikdirector.

„Bewahre,“ antwortete Ruffus, „ein großer Theil derselben ist unter Blücher bei Meißen über die Elbe gegangen. Uebrigens scheint dies bereits die Arriergarde zu sein, die so eben durch Dresden zieht.“

Das kleine Gewehrfeuer ward jetzt immer deutlicher zu vernehmen. Die beiden Freunde schauten mit großem Interesse, wie einzelne französische Voltigeurs ganze Kosakenschwärme vor sich her trieben.

„Sieh nur, sieh,“ rief Ruffus, „es sind göttliche Kerle, als tüchtige Soldaten zum Auffressen liebenswürdig, die Kinder von Paris scheinen guter Dinge; sie steigen so keck ins Thal hernieder, als ging es zum Balle. Sie haben ihre Schnupftücher um den Leib gebunden, wie weiße Schärpen. Da stecken wahrscheinlich Patronen drinnen. Man macht sich's bequem mit den Kosaken.“

Die russische Armee ging unterdeß ununterbrochen vermittelst der Dresdner Elbbrücke und der oberhalb der Stadt geschlagenen Hilfsbrücken auf das rechte Elbufer über.

Vielen der Einwohner, die sich durch ihre zu unver-

hohlene Russenliebhaberei compromittirt glaubten, war übrigens bei dem Herannahen der siegreichen Franzosen nicht wohl zu Muthe. Sorgfältig wurden alle Schmähschriften, Spottgedichte und Carrikaturen auf Napoleon zusammengesucht und theils vernichtet, theils in die geheimsten Verstecke verborgen. Denn es fehlte in der damaligen, durch Fremdherrschaft demoralisirten Zeit nicht an elenden und feilen Seelen, welche, ihren Vortheil erspähend, sich gern zu Verräthern und Spionen an ihren eigenen Landsleuten hergaben.

Am meisten bereute Heumann seine voreilige Illumination, und das Transparent: „Erlöse uns von dem Uebel" war bereits, als die russisch-preußische Retirade keinem Zweifel mehr unterlag, in den Ofen geschoben worden. Auch dem Geheimrathe kam die Rückkehr der Franzosen eben so unerwartet als unerwünscht. Denn nichts war leichter, als daß die französischen Behörden von den Huldigungsfeierlichkeiten, mit welchen man die alliirten Monarchen empfangen, umständliche Kenntniß erhielten, und ihnen die Namen sämmtlicher Theilnehmer und Theilnehmerinnen bekannt wurden.

Russus galt jetzt für einen sehr klugen und umsichtigen Mann. Hatte er nicht Alles vorhergesagt, und hatte er es etwa an Bitten und Warnungen fehlen lassen, die man thöricht genug unbeachtet gelassen?

Heumann, der sich nie geträumt hätte, die Franzosen wieder in Dresden zu sehen, war wegen seiner unglücklichen Illumination, die viel Aufsehen in der Stadt erregt hatte, so in Angst gerathen, daß er Anfangs fest entschlossen war,

mit den Russen auf und davon zu ziehen, und wär's bis Moskau; und nur auf die dringenden Vorstellungen von Ruffus, der nach der neuesten Wendung der Dinge auch bei ihm in großem Ansehen stand, hatte er diesen voreiligen Entschluß aufgegeben.

Der Tugendbund zog wie eine Schnecke seine Fühlhörner ein, und hielt nur in einem ganz versteckten Locale in der äußern Wilsdrufer Vorstadt seine Sitzungen.

Das deutsch-patriotische Geschlecht der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die am meisten gelärmt und geschimpft auf den Napoleon und seine Franzosen, sehr rebellische Reden geführt, von Tugend, Vaterland, Bürgersinn, Zusammenhalten, Aufopferung, Blut und Tod spectakelt, saßen stumm wie die Fische in ihren Werkstätten, waren wieder demüthig und bescheiden, übten christliche Liebe gegen ihre Nachbarn, entsagten aller Hoffahrt und erkannten den Kaiser Napoleon, dem sie vor wenigen Tagen kaum die Rheingrenze zugestehen wollten, unbedingt an als Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes und Vermittler des Schweizerbundes.

„Ich kann mich nicht satt sehen an dieser malerischen Treibjagd," sprach Ruffus, fortwährend durch's Glas guckend," der Franzose ist wirklich als Soldat zugleich Schauspieler. Kann auf dem Theater graziöser agirt werden, als von diesen Tirailleurs da?"

Ruffus hatte diese Worte kaum gesprochen, als eine Pistolenkugel kaum einen Fuß weit vor seinem Kopfe vorbeiflog.

„Was war denn das?" frug er etwas zurückfahrend.

„Eine Pistolenkugel von jenem Kosaken, der dort am Feldschlößchen hält," meinte Hoffmann trocken, „ein Fingerzeig, daß wir uns packen sollen."

„Der Kerl hätte mich aber mit seinem Fingerzeig in die ewige Welt spediren können," murrte Ruffus; „so ein Russe bleibt doch ein Unmensch, über den nie eine Cultur etwas vermögen wird; mir nichts dir nichts auf ein paar friedliche Zuschauer das Pistol abzubrennen, das ist so einem Heidenhunde in seiner verdumpften Thierart einerlei."

„Wart', Hallunke," schrie er mit dem Stocke drohend nach dem Kosaken hinüber, „elender Straßenräuber! Pack' Dich, Kanaille, oder meine guten Pariser schlagen Dir den heimtückischen Hirnschädel ein!"

„Ich bitte Dich um Himmels willen," beschwor Hoffmann, „bist Du bei Sinnen; mach' keine Demonstrationen und laß die Bestie in Frieden, sonst sitzt uns ein Lanzenstoß im Genick, an dem wir Zeitlebens zu laboriren haben."

Ruffus konnte sich aber gar nicht beruhigen.

„So ein kaukasischer Schuft," zankte er fort, „auf friedliche Spaziergänger zu schießen. Mich empört bei einem Soldaten nichts mehr als solche planlose Bestialität. Ich wünschte, ich stünde als Tirailleur dort; es muß eine Wonne sein, diese asiatischen Horden zu allen Teufeln zu jagen. Napoleon muß schon deshalb ein Genius des Lichtes sein, weil man Teufel und wilde Bestien gegen ihn los läßt; o Du russisches — —!"

„Alle Wetter!" rief Hoffmann, „der Kerl ladet wieder; komm, komm, Ruffus, einer unvernünftigen Bestie muß man aus dem Wege gehen.

Damit eilte der Novellist, die Rockschöße zusammenneh-
mend, spornstreichs dem Löbdauer Schlage zu.

„Soll denn ein Mensch vor einem thierischen Kosaken die Flucht ergreifen?“ frug sich Ruffus, „das wäre doch schmachvoll.“

Hoffmann, der glücklich den Schlag erreicht hatte, rief jetzt und winkte aus Leibeskräften den Freund herbei, dieser aber schlenderte nur langsamen Schritts dem Thore zu.

Der Kosak, den die drohende Stockbewegung verdrossen haben mochte, feuerte noch einmal sein Pistol auf Ruffus ab; doch die Entfernung war schon zu bedeutend, als daß die Kugel hätte große Gefahr bringen können. Ruffus, der ob dieses abermaligen Attentats noch aufgebrachter wurde, blieb stehen, wiederholte seine drohende Stockbewegung und schimpfte über alle Maßen. Endlich langte er bei Hoffmann an, der ihm ob seiner Tollkühnheit nicht wenig den Text las.

Wir wollen diese Seitengasse einbiegen und bei Freund Keller einen Besuch machen; er wohnt hier in der Nähe, und von seinen Fenstern aus kann man die Kosakenjagd con amore mit anschauen. Ich bin zu erbittert auf diese Kerle, als daß ich mir das Gaudium versagen sollte, zuzusehen, wie die Uncultur von der Civilisation zum Teufel gejagt wird.“

Hoffmann hatte nichts dawider, und alsbald befanden sich die Freunde in einem Zimmer der äußersten Vorstadt, von wo man die ganze Gegend von Räcknitz bis Plauen überschauen konnte.

Da ein Pianoforte im Zimmer befindlich war, so ward der Musikdirector bald zu ihm hingezogen und phantasirte

in seiner genialen Art, während Ruffus keinen Blick vom Kriegsschauplatze verwandte.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag; reich war das schöne Elbthal mit Knospen und Blüthen bedeckt. Auf den Berghöhen blitzten französische Bayonnette, während die vorderste Tirailleurreihe bereits in's Thal herabgestiegen und die Kosaken bis an die Thore getrieben hatte.

Die letzten Söhne des Urals wandten jetzt ihre kleinen Pferde, feuerten noch einmal die Pistolen gegen den heranrückenden Feind und sprengten in gestrecktem Carrier in die Stadt hinein.

Zwei Voltigeurs schlichen jetzt leise und vorsichtig heran; schauten überall umher, damit sie nicht in einen Hinterhalt geriethen und kamen endlich keck und muthig zum Thore herein. Hier warteten sie ein paar Augenblicke, bald langten mehr Kameraden an. Man besetzte sogleich die Thorwacht, und die äußerste Tete, aus obigen zwei Mann bestehend, drang muthig in die Stadt vor.

Alle Straßen waren einsam und verlassen. Die Einwohner hatten sich in banger Erwartung über das, was da kommen sollte, scheu in die Häuser verschlossen. Nur hier und da sah man ein scheues Gesicht durch das halb geöffnete Fenster gucken.

Den Ruffus litt es jetzt nicht mehr. Er mahnte den in den Tönen wühlenden Hoffmann zum Aufbruch. Dieser war so vertieft in seine Modulationen, daß er des Freundes Mahnung eine lange Weile nicht berücksichtigte. Endlich machten sich die Beiden auf den Weg.

An der Annenkirche stand bereits ein französisches Piket.

„Vive la France!“ sprach Ruffus grüßend zu den Franzosen herantretend.

„Vive la Saxe!“ tönte es als Gegengruß. Ruffus, der französischen Sprache vollkommen mächtig, unterhielt sich auf's angenehmste mit mehreren der Krieger. Es befanden sich zwei geborne Pariser darunter, noch sehr jung, aber gebildet und kriegsmuthig.

„Es ist doch ein liebenswürdiges Volk,“ sprach Ruffus zu Hoffmann, nachdem sich die Beiden von den Franzosen verabschiedet hatten, „wenn ich mir die ungeschlachten Tartaren dagegen denke. Ich athme ordentlich leichter, seit die Civilisation wieder eingezogen in Dresden. An Deutschlands Freiheit hab' ich jetzt keine Zeit zu denken. Morgen haben wir gewiß wieder den Nap. Das Klügste, was wir aber gegenwärtig thun können, ist, dem Schloßthürmer einen Besuch abzustatten, von wo man das höchst interessante Zusammentreffen des Westens und Ostens mit aller Gemächlichkeit überschauen kann.“

„Wenn wir nur unterwegs ein Fläschchen Scharlachberger aufkapern könnten,“ meinte Hoffmann, „es ist warm dort oben, und ein Labetrunk erleichtert die Observationen.“

„Nichts ist leichter,“ sprach Ruffus, „komm, wir wollen einkaufen.“

„Sie lenkten in die große Brüdergasse ein, wo ein beliebter Weinschenke wohnte. Ruffus mußte lange pochen; die sonst so gastliche Weinstube war fest verschlossen und im ganzen Hause herrschte eine Stille, als hätte die Pest alles Leben getödtet.

Nach langem Pochen that sich ein kleines Fensterchen,

nach der Hausflur zu, auf. Der Kopf des alten Kellners ward sichtbar.

„Zum Henker!“ rief Ruffus ungeduldig, der hier gut bekannt war, „altes Weinfaß, ein paar Flaschen von Nr. 21, Du weißt schon.“

„Sind denn die Kosaken fort?“ frug neugierig und furchtsam das Weinfaß, „die Spitzbuben nehmen's vom Altare.“

„Das thun auch Nichtkosaken,“ antwortete Ruffus, „übrigens sei getrost, die bekommen wir sobald nicht wieder.“

„Gott Lob und Dank,“ brummte der Kellner; „aber wollen die Herren nicht ein wenig eintreten? Freilich finster ist's. Die Laden machen wir nicht auf. Man weiß nicht was kommen kann.“

„Haben keine Zeit,“ trieb Ruffus, „schaff nur zwei Flaschen.“

Der Kellner war mit dem Verlangten bald zurück. Ruffus und Hoffmann versenkten jeder ein Fläschchen in die Tiefen ihrer Rocktaschen, und so beladen machte man sich nach dem Schlosse auf den Weg.

Auf der Schloßgasse stak noch Alles voll Kosaken, und der Platz bei der katholischen Kirche bot das lebendigste Gemälde. Feldkrämer mit ihren Wagen, die sie mit Lebensmitteln und frischen Branntweinvorräthen beluden, Baschkiren mit Bogen und Pfeilen, ganze Heerden von Ochsen trieben sich hier in buntem Gemisch durcheinander. Alles drängte nach der Brücke, deren provisorischer hölzerner Hilfspfeiler mit Pechkränzen umwunden war und jeden Augenblick in Flammen stehen konnte.

Die Freunde, nachdem sie mit Mühe den Eintritt in's Schloß erhalten, eilten jetzt über den Schloßhof und kletterten so eilig als möglich die enge Thurmtreppe empor.

„Das dauert ja eine Ewigkeit," keuchte Hoffmann, als die Kletterei kein Ende nehmen wollte, „wir müssen bald im siebenten Himmel Muhameds angelangt sein." Ruffus stieg ermuthigend vorwärts. Endlich erreichte man die Wohnung des Thürmers, den sich Ruffus seit Jahren durch ein stets brillantes Neujahrdouceur verpflichtet hatte, und die beiden Unterweltner fanden die freundlichste Aufnahme.

„Ah," rief Hoffmann überrascht, als er auf die Gallerie heraustrat, „unsere beschwerliche Kletterei ist trefflich belohnt; ein wundervolles Panorama."

Das ganze blüthenvolle Elbthal mit dem schönen Dresden lag zu ihren Füßen. Die Elbe zog sich wie ein reines, blaues Band durch die Landschaft.

„Der Standpunkt hier," sprach Ruffus, „ist nicht mit Golde zu bezahlen. Erstens haben wir das trefflichste Panorama und können zweitens gemächlich mit anschauen, wie sich der Osten und Westen von Europa in die Haare geräth, ohne von einer feindlichen Kugel belästigt zu werden. Ein paar treffliche Flaschen haben wir auch, und gute Fernguckер. Was wollen wir mehr?"

Der Standpunkt auf dem Schloßthurme gewährte auch in der That die interessanteste Augenweide.

Während sich die russische Hauptarmee langsam und schwerfällig auf der Straße gen Bautzen dahinbewegte, stiegen die französischen Regimenter von den Kesselsdorfer Höhen in das Elbthal herab. Deutlich erglänzten noch die

Läufe des russischen schweren Geschützes in der Castanienallee, die sich von Dresden nach Morgen zieht, während die französischen Adler von der Mittagsseite daherfunkelten.

Die Franzosen hatten bereits einen Theil der südwestlichen Vorstädte von Dresden im Besitze, als sich der russische Knäuel vor der Elbbrücke noch immer nicht entwirren wollte.

Das war ein Fluchen und Spektakeln, ein Geschrei und Gebrüll, als stände der jüngste Tag bevor. In den zunächst gelegenen Straßen sah man Kosaken auf- und abreiten.

Der Thürmer, welcher bisher dem in der Dresdner Gegend weniger bekannten Hoffmann als thopographischer Cicerone zur Seite gestanden, mußte jetzt fort, um die eilfte Mittagsstunde zu verkünden. Kaum waren diese verhängnißvollen eilf Schläge hinabgeklungen in die kriegerische Unterwelt, als Kosaken von allen Seiten gesprengt kamen, und mit Knutenhieben und Lanzenstößen die noch auf dem diesseitigen Ufer befindlichen Restanten und russischen Nachzügler zur Eile mahnten.

Diese energische Demonstration blieb auch nicht ohne Erfolg. Binnen fünf Minuten war der Brückenplatz vollkommen geleert.

„Gott sei Lob und Dank,“ sprach Ruffus, „Asien wären wir vor der Hand los; möge es für immer auf das linke Elbufer zurückkehren.“

Von der Brücke herauf scholl Tumult. Die Kosaken machten Anstalt, die hölzerne, mit Pechkränzen umwundene Hilfsbrücke in Brand zu stecken. Ein seltsames Pfeifen

ward vernehmbar. Auf dieses Singnal jagten alle noch auf dem linken Ufer befindlichen russischen Reiter der Brücke zu. Kaum hatte der letzte Packwagen das hölzerne Gerüst im Rücken, als ein dicker schwarzer Dampf aufstieg und gleich darauf die lichten Flammen aus allen Ecken hervorbrachen. Schon überschwamm die Gluth die ganze Brücke, als in wahnsinnigem Carrier ein vereinzelter Kosak aus dem Schloßthor gejagt kam. Er stutzte einen Augenblick, als er das Feuermeer vor sich erblickte, aber hier galt kein Ueberlegen; den Oberleib platt auf den Hals seines Pferdes gedrückt, floh er mit Blitzesschnelle in die Gluth, verschwand einen Augenblick und kam glücklich, obschon etwas versengt, jenseits der Flammen wieder zum Vorschein. Ein lautes Hurrah seiner Kameraden begrüßte ihn, und gleich darauf brach unter furchtbarem Krachen das Balkengerüst zusammen und stürzte donnernd und brausend in die Fluthen der Elbe.

„Es ist doch was Schönes,“ meinte Ruffus, „um so eine russische Natur. Da muß sich ein Salamander verstecken.“

Die brennende Brücke verursachte eine solche Glut, daß man sie selbst in der bedeutenden Turmhöhe verspürte. Die letzten mit Fleisch und Branntwein beladenen Wagen wurden von den Flammen ergriffen und brannten hinter den bäumenden und flüchtigen Pferden in lichter Glut. Ein lustiges Gedränge bildete sich alsbald um diese brennenden Fuhrwerke. Die verbrannten Fleischstücke wurden herabgeworfen, die brennenden Wagentrümmer und die entzündeten Branntweinfässer in die Elbe gestürzt, und als die übrigen Gefäße ihren Inhalt ergossen, eilten die Kosaken herbei, die

reichliche Labung hier aus den Spundlöchern zu schlürfen, dort aus der Brückenrinne, wo sie in Strömen floß, mit der Hand zu schöpfen. Eine andere Gruppe bildete sich um einen verspäteten Frachtwagen mit Tabaksblättern am Eingange der Brücke, und Jeder raffte sich ein Bündelchen zusammen, um es als Vorrath für einige Tage neben dem Heubündel auf dem Sattel zu befestigen.

„Was ist denn da los?“ frug Hoffmann und zeigte nach der Gegend des Linke'schen Bades, wo ein pechschwarzer Dampf zum schönen Maienhimmel emporstieg.

„Die Russen haben die Schiffbrücke in Brand gesteckt,“ antwortete der Thürmer.

„Ganz Recht,“ meinte Ruffus, „da kommen schon brennende Elbkähne geschwommen. Die Russen verstehen das kriegshandwerksmäßige Zerstören so gut wie die Franzosen, und sie haben sich hierin beiderseitig keine Vorwürfe zu machen.“

Diese in Trümmern daherschwimmende und lichterloh brennende Schiffbrücke gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Man hatte zu ihrer Erbauung die größten Elbschiffe verwandt, und diese gesammte Flotille stand in Flammen. Dieses ganze Feuermeer concentrirte sich endlich an den energischen Brückenpfeilern der Elbbrücke, die sich den Brandern in den Weg stellte. Es gab ein entsetzliches Knistern, Prasseln und Zischen, bevor das Feuer seine Beute verzehrt hatte, und die hierdurch entstandene Glut war so heftig, daß an mehreren Stellen das eiserne Brückengeländer zu glühen begann.

„Die Dresdner haben von Glück zu sagen,“ sprach

Ruffus, „daß die Russen das linke Elbufer nicht besser vertheidigt haben. Sie hätten sich in Dresden noch geraume Zeit halten können, und ein blutiges Zusammentreffen mußte dann erfolgen.“

„Ich bin nur begierig,“ meinte Hoffmann, „ob man den Franzosen beim Elbübergange nicht ein Bein stellen wird.“

Ruffus recognoscirte mit dem besten Fernglase die ganze Gegend des rechten Elbufers.

Die Hauptarmee scheint sich nicht aufhalten zu wollen,“ sprach er, „aber dort beim Dorfe Trachau steht unbeweglich ein unverschämter Artilleriepark. Der hat nichts Gutes im Sinne. Auch leichte Truppen bivouakiren auf den umliegenden Feldern. Was machen denn aber meine guten Pariser?“

Mit diesen Worten wandte er sich nach er entgegengesetzten Seite.

„Da sind sie ja,“ sprach Hoffmann, und zeigte auf mehrere blaue Tirailleurs, die so eben um die katholische Kirche umherschlichen.

Der Vorderste, das Gewehr unterm Arm, schritt ganz vor zu der noch dampfenden Brückenkluft. Russische Scharfschützen, die am jenseitigen Ufer postirt standen, bemerkten ihn bald und ihre wohlberechneten Kugeln pfiffen um seinen Kopf. Er lies sich nicht irre machen, beantwortete nicht einmal die Schüsse, und seine Aufmerksamkeit nahm die Brückenkluft allein in Anspruch. Er schien zu überlegen, auf welche schnellste Art die Communication wieder herzustellen sei.

In den Straßen Dresdens ward es allmählig wieder lebendig. Die Bewohner schienen mehr den Abzug der Rus-

sen gefürchtet zu haben, als die Ankunft der Franzosen. Bei der Ecke des Finanzhauses, neben dem Schloßthore, hatte sich ein ansehnlicher Volkshaufen zusammengefunden, welche neugierig dem Plänklerfeuer zuschaute, das sich jetzt zwischen den französischen Tirailleurs und den russischen Scharfschützen längs der Elbufer entsponnen hatte. Immer weiter und verwegner drängte der Haufe hervor, als ein seltsames Pfeifen die Luft durchschnitt, und im nächsten Augenblicke eine Granate gleich neben dem Schloßthore auf das Pflaster prasselte. In wenig Minuten folgte eine zweite, so daß das civilistische Beobachtungscorps bald verschwunden war Ruffus hielt jetzt noch einmal Rundschau.

„Donnerwetter!“ rief er, der Nap bringt auch eine hübsche Partie Kanonen mit. Da sieh' mal, von Plauen bis zum Freibergerschlage ein Feuerschlund hinter dem andern, und der Himmel mag wissen, wie viel noch hinter den Bergen stecken.“

Hoffmann leerte jetzt seine Flasche und mahnte zum Aufbruch nach der Unterwelt.

„Ich bin nicht auf Seiten der Franzosen,“ sprach er, „aber da sie einmal die Altstadt in Besitz haben, wünschte ich, daß sie auch bald die Neustadt und den neuen Anbau erobern, damit ich wieder mein freundliches Logis beziehen kann. Meine Musikstücke nebst ein paar begonnenen Erzählungen sind dermalen russisch, während ich selbst unter Napoleons Adlern stehe.“

„Du wohnst unterdeß bei uns,“ tröstete Ruffus, „haben Platz genug, mag sich die Einquartierung noch so breit machen. Also wieder Franzosen da. Ist mir in einer Art

lieb, mag sie gern haben; aber da sie einmal hinüber müssen über den Rhein, wär mir's lieber gewesen, daß sie gleich bei Lützen das Fersengeld erhalten hätten, anstatt daß sich die Kriegsfurie über das arme Sachsen wälzt. Dort jener finstere russische Artilleriepark will mir nicht gefallen, und es kann beim Elbübergange blutig genug hergehen."

Die Beiden kletterten jetzt vom Schloßthurme herab und gingen die Schloßgasse entlang nach dem Altmarkte. Hier lagerten bereits einige Bataillone französischer leichter Infanterie. Alle Soldaten waren hier beschäftigt, ihre von der Schlacht und den forcirten Märschen einigermaßen in Unordnung gerathene Garderobe wieder herzustellen. Alles ward geputzt, gewichst, als ging es zum Balle. Dabei war ein so reges, fröhliches Leben unter diesen Truppen, kein Ausbruch roher Soldateska ward vernommen, daß das ganzer Bivouak einen eben so malerischen als erfreulichen Anblick gewährte.

Ruffus, dem die französische Lebendigkeit und der gesellige Takt dieser Nation ungemein zusagte, hatte bald mit einigen dieser Krieger Gespräche angeknüpft, als er sich plötzlich umarmt fühlte. Als er aufblickte, stand ein junger schöner Offizier vor ihm, in welchem er sogleich seine einstige Einquartierung, mit welcher er so viele vergnügte Stunden verlebte, wieder erkannte.

Der junge Franzose hieß Bernard, war aus der Champagne gebürtig und hing mit ungemeiner Liebe an Ruffus. Im Knopfloch fllammte das dunkelrothe Band der Ehrenlegion, vor wenig Tagen auf den Ebenen von Lützen ritterlich erkämpft.

„Da sind wir wieder," rief Bernard mit freudestrahlendem Gesicht, Ruffus nochmals umarmend; „wie steht's, auch kosakisch geworden oder noch gut kaiserlich?"

„Keins von Beiden," antwortete freimüthig der Gefragte; „übrigens freu' ich mich, daß Ihr diese Halbbarbaren über die Elbe gejagt. Aber jetzt orientirt mich ein wenig. Was ist das für ein Corps, das Dresden besetzt?"

„Wird von Eugen commandirt," war die Antwort, „unmittelbar darauf folgt Marmont und Mortier."

„Und der Kaiser, wo steckt der?" frug Ruffus.

„Kann alle Augenblicke da sein," antwortete Bernard, „unsre neue Armee wird Euch freuen. Heut Abend rückt die alte Garde ein."

Ruffus warf jetzt einen Blick nach dem altstädter Rathhause. Da gewahrte er, wie mehrere ihm bekannte Rathsherren mit höchst verstörten Gesichtern dem Rathhausthore zueilten. Mehrere Wagen fuhren vor, man sah den Bürgermeister, gefolgt von einigen schwarzgekleideten Herren, einsteigen und die Wilsdruffer Gasse entlang fahren.

„Alle Wetter," rief Ruffus, „die wollen doch nicht den Napoleon bewillkommnen?"

„Gewiß," versicherte Hoffmann, „wenigstens hat es ganz das Aussehen einer Deputation."

Auch Bernard stimmte bei.

„Nun, da muß ich dabei sein," sprach schnell entschlossen Ruffus, „das wird ein guter Empfang werden von Seiten des Kaisers. O tempora! O mores! Vor wenig Tagen streuten sie dem Alexander und Friedrich Wilhelm Blumen, und heute wallfahrten sie dem Napoleon entgegen.

Nun, der wird ihnen die Blumenstreuerei gedenken.“ Da sich Hoffmann mit Hunger und Müdigkeit entschuldigte, eilte Ruffus, nachdem er Bernard seine Karte zurückgelassen, dem Rathe nach.

Als er den Freiberger Schlag im Rücken hatte, begann bereits das Geläut aller Glocken von den Thürmen und Kirchen Dresdens, denn von den Höhen sah man den Kaiser Napoleon im Gefolge mehrerer Marschälle und gefolgt von einem glänzenden Generalstabe in das Elbthal herabreiten. Es war ein prachtvoller Anblick. Der Frühling entfaltete in dem schönem Elbthale alle seine Pracht. Von allen Seiten strahlte der Glanz der Bayonnette in diesem Amphitheater. Ein paar dunkle Rauchsäulen, die aus dem Häusermeer emporstiegen und von den brennenden Brücken herrührten, verkündeten den Rückzug der Russen.

Die Deputation des Stadtraths hatte sich beim ersten Chausseehause vor dem Freiberger Schlage aufgestellt. Ruffus drängte sich so nahe als möglich. Man sah es den gezwungen heitern Mienen der Rathsherren an, daß diese Heiterkeit nicht in ihrem Innern wohne.

Da kam im schnellen Trabe Napoleon auf der Straße von Nossen daher. Er trug die grüne Chasseuruniform und ritt einen wohlgestalteten Falben. Unmittelbar hinter ihm folgten Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, Berthier, Prinz von Neuenburg und die Marschälle Marmont und Mortier. Rings wirbelte der Staub auf. In Todesschweigen verharrte die Deputation von Dresden.

So wie Napoleon bei ihr angelangt war, hielt er sein Pferd an.

„Wer sind Sie?“ frug er in ziemlich rauhem Tone.

„Die Magistraten von Dresden, Ew. Majestät,“ antwortete der Oberbürgermeister, der einen Schritt vorgetreten war, mit etwas unsicherer Stimme, und bat im Namen der Bewohner Dresdens um Schonung der Stadt.

„Haben Sie Brot?“ unterbrach ihn der Kaiser ungeduldig.

Die Antwort hierauf konnte nach den erschöpfenden Lieferungen, welche der Stadt zeither waren auferlegt worden, nicht befriedigend ausfallen. Der Oberbürgermeister verwickelte sich in einer Reihe von Entschuldigungen. Napoleons Stirn furchte sich immer sichtbarer.

„Ihr hättet verdient,“ donnerte er, „daß ich Euch als erobertes Land behandelte. Ich kenne Euer Benehmen während der Besetzung Eurer Stadt durch die Verbündeten. Ich besitze das Verzeichniß der Freiwilligen, die Ihr gekleidet, equipirt und mit einer Großmuth ausgerüstet habt, die sogar den Feind in Erstaunen gesetzt hat. Ich weiß, welchen Spott Ihr über Frankreich ausgegossen und wie viele Pasquille Ihr heut entweder zu verbergen oder zu verbrennen habt. Ich weiß, welches feindselige Entzücken Ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in Eure Mauern einzogen. Eure Häuser zeigen noch die Spuren der Guirlanden und auf Euren Straßen erblickt man noch die Ueberreste der Blumen, welche Eure Töchter den Monarchen gestreut haben. Ich will Euch verzeihen. Segnet dafür Euren König. Ihm allein verdankt Ihr Eure Rettung. Sendet eine Deputation an ihn, daß er Euch wieder seine Gegenwart schenke. Ich verzeihe

Euch ihm zu Liebe. Auch seid Ihr schon bestraft. Ihr seid vom Baron von Stein im Namen Kutusow's administrirt worden und wißt nun, was Ihr von den Gesinnungen der Verbündeten zu halten habt. Ich verlange für meine Soldaten blos das, was Ihr für die Preußen und Russen gethan habt. Ich werde selbst darüber wachen, daß Euch der Krieg so wenig als möglich Unheil zuzieht und gebe Euch ein Unterpfand meiner Gnade. Der General Dürosnel, mein Adjutant, ist zu Eurem Gouverneur ernannt. Der König selbst würde ihn für Euch gewählt haben! Ihr seid entlassen."

Die Deputation begiebt sich mit schwerem Herzen zur Stadt zurück und verordnet eine Illumination für den Abend. Fortwährend läuten die Glocken; Napoleon aber, so wie er am Thore anlangt, erhält die Nachricht, daß Miloradowitsch sich in der Neustadt zu halten wünscht. Sogleich steigt er vom Pferde und begiebt sich in Begleitung des Oberstallmeisters Caulaincourt und eines Pagen, die Vorstädte Dresdens umgehend, nach dem Orte, wo die Russen ihre Schiffbrücke abgebrochen haben. Noch immer dampfen einige Ueberreste derselben. In der Gegend des Pirnaischen Thores kommen den drei Wandrern einige Offiziere entgegen. Es ist Eugen, der Vicekönig von Italien. Vater und Sohn gehen jetzt ganz allein das Elbufer entlang, das jenseitige vom Feinde besetzte Ufer besichtigend. Mehrere Kanonenschüsse donnerten herüber, aber die Kugeln schlugen in bedeutender Entfernung von den beiden Fürsten in die Erde. Hätten die Russen ahnen können, welche zwei hochwichtige

Personen hier einsam am Ufer auf- und abpromenirten, würde eine gefährlichere Kugelsaat gefolgt sein.

Napoleon überzeugte sich bald, daß ein Uebergang hier unausführbar sei.

„Wir müssen unterhalb über die Elbe,“ sprach er und schnellen Schritts kehrte er mit Eugen nach dem Gefolge zurück. Alle schwangen sich wieder auf die Rosse und im Trabe ging es wieder um die Vorstädte und nach der Friedrichstadt, bis an das Elbufer, wo die zweite Floßbrücke gestanden hatte. Napoleon gab sogleich Befehl zur schleunigen Herbeischaffung von Arbeitern und Materialien. Truppen mußten herbei, die Arbeiten zu decken. Erst Abends sieben Uhr kam der Kaiser nach Dresden und nahm seine Wohnung im königlichen Schlosse.

Mit einbrechender Dunkelheit zogen die alten Garden von Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, geführt, unter donnerndem Vive l'Empereur“ in die Stadt.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tags, es war früh drei Uhr, als Napoleon, von einem einzigen Adjutanten begleitet, den Zwingerwall bestieg und die Stellung einiger Geschütze ordnete, eine Maßregel, welche bereits gegen Mittag das gegenüber unterhaltene feindliche Feuer zum Schweigen brachte. Das Tirailliren von beiden Ufern dauerte den ganzen Tag. Mehrere Einwohner wurden getödtet und verwundet. Der Kaiser begab sich wieder an den Ort, wo der Elbübergang versucht werden sollte. Auf dem Wege dahin hat er die Wilsdrufer Thorwacht zu passiren. Sie war noch von Dresdner Bürgermilitair besetzt. Die Schildwacht, durch die unerwartete Ankunft des Kaisers überrascht,

vergißt, „Wache heraus!“ zu rufen, präsentirt aber mit militärischer Haltung. Napoleon lächelt und hält sein Pferd an. Er ist guter Laune.

„Das habt Ihr wohl nicht geglaubt,“ fragte er gemüthlich, „daß ich so schnell wieder da sein würde?“

„Nein, Ew. Majestät,“ antwortete die Schildwacht.

„Habt Ihr von der großen Schlacht gehört, die ich gewonnen habe?“

„Allerdings, Ew. Majestät.“

„Habt Ihr meine vielen Kanonen gesehen?“

„Ja, Eure Majestät.“

„Ihr waret wohl recht böse, als die Franzosen die Brücke sprengten?“

Die Schildwacht zuckte die Achseln.

„Getrost,“ sprach der Kaiser, „ich werde sie wieder bauen.“

Mit diesen Worten galoppirte er weiter.

Den Russen schien dieser schnelle Uebergang, den die Franzosen versuchten, sehr unerwartet zu kommen. Sie fuhren nach und nach sechzig Kanonen längs dem Elbufer auf. Es begann eine Kanonade, daß alle Fenster von Dresden zitterten.

Napoleon begab sich in die Nähe eines ehemaligen Pulvermagazins, von wo aus er die Arbeiten des Uebergangs und die Vertreibung der Russen leitete. Ehe noch Einer seines Gefolgs die wahre Stärke des Feindes erkannt hatte, traf er schon zweckdienliche Vorsichtsmaßregeln.

„Hundert Kanonen!“ donnerte er dem Generale Drouot

zu, welcher dem anlangenden Geschütz entgegen eilte und dasselbe auf vortheilhaften Anhöhen auffahren ließ.

Als dieser General dem Kaiser die vollzognen Befehle rapportirte, war dieser mit der Position der Kanonen nicht ganz zufrieden. Unmuthig zupfte er Drouot am Ohrläppchen.

Dieser entschuldigte sich bescheiden und fest, daß eine andere Aufstellung nicht möglich gewesen. Sogleich war Napoleons Unmuth verraucht; er bereute seine Uebereilung und seine Miene verwandelte sich in ein freundliches Lächeln. Er schien nur gescherzt zu haben.

Unterdeß ward die Kanonade immer furchtbarer. Das russische Geschütz bestrich die ganzen Felder der Friedrichstadt. Mehrere Kugeln und Granaten schlugen neben dem Kaiser nieder. Eine der letztern riß dicht neben ihm ein Stück von der Schalwand des Pulvermagazins ab und warf ihm einen Span an den Arm.

„Wenn das den Leib getroffen hätte, war's vorbei," sprach er ruhig, das Stück aufhebend und betrachtend.

Einige Minuten nachher schlug eine Granate zwischen ihm und einem italienischen Bataillon, das zwanzig Schritte hinter ihm stand, in die Erde. Die Italiener rückten zusammen und bückten sich, um der Wirkung des Springens auszuweichen. Napoleon bemerkte es und rief lachend in italienischer Sprache: „Das thut Euch nichts, Ihr Schelme!"

Nach zweitägiger Arbeit unterblieb indeß die Schlagung der Brücke, weil der Strom hier zu reißend und tief war und es an Tauen, Ankern und andern Hilfsmitteln fehlte.

Weit vortheilhafter erschien die Wiederherstellung der Dresdner Elbbrücke.

Napoleon betrieb diesen Uebergang mit Feuereifer. Er brachte einen Theil des Tags auf der Brücke zu, mit deren Wiederherstellung er einen seiner Adjutanten beauftragte. Vermittelst großer Feuerleitern mußte die leichte Infanterie an dem gesprengten Theile der Brücke herab- und hinaufsteigen, um sich der Neustadt und ihrer Umgebungen zu versichern. Napoleon selbst übernahm mit seinem ganzen Generalstabe diese Kletterpartie, um sich über den Zustand der Brücke zu unterrichten. Binnen zwanzig Stunden waren sieben Joche von Holz dergestalt befestigt, daß bereits am andern Morgen die ganze Armee des Vicekönigs mitsammt ihrer Artillerie übergehen konnte. Auch auf Fähren wurden Kanonen übergesetzt. Für jede zahlte der Kaiser einen Napoleonsd'or Fahrgeld.

Die schnelle Vollendung der Brücke erfüllte ihn mit vielem Wohlbehagen. Er verblieb fast den ganzen Tag auf dem Pfeiler. Recht behaglich saß er auf der steinernen Bank und weidete sich an den unzähligen Kanonen und den schönen blanken Regimentern, die unter fortwährendem jubelndem „Vive l'Empereur“ vorüberzogen.

Zehntes Kapitel.

Noch immer war keine Nachricht von den Gebrüdern Steinbergs eingegangen. Die Familie des Geheimraths schmeichelte sich, daß sie mit der preußischen Hauptarmee nach der Lausitz marschirt, als Ruffus eines Abends durch einen Landmann aus der Meißner Gegend ein versiegeltes Billet erhielt. Sein kurzer Inhalt lautete:

„Ich liege schwer verwundet auf einem Weinberghause bei Meißen. Unter vierzehn Tagen ist an ein Aufkommen nicht zu denken. Sorge indeß in Dresden für ein Unterkommen, wo ich, der französischen Polizei verborgen, meine völlige Wiederherstellung abwarten kann. Wir Freiwilligen haben von der fremden Tirannei am meisten zu fürchten. Unser Heer ward zum Rückzuge genöthigt, aber das Herz ist frisch, und ein Feigling, wer an der Sache des Vaterlandes verzweifelt. Von Gotthard weiß ich nichts. Grüße Anna. Ihre Schleife ist mit meinem Blute bethaut. Die Schlacht bei Lützen war eine blutige Frühlingssaat. Die Ernte wird nicht ausbleiben.

Dein Reinhold."

Als Postcript waren die Worte zu lesen:

„Außer Anna nnd Frau von Sternburg laß Niemand von diesen Zeilen wissen.“

„Die Sternburg?“ frug Ruffus; „das ist die Letzte, die davon erfahren soll. Anna braucht auch nichts zu wissen.“

Er ging eine Zeitlang sinnend auf und ab.

„Ich werde ihn zu Hoffmann sperren,“ sprach er, „der wohnt wie ein Eremit vor dem schwarzen Thore, wo ihn außer der lieben Sonne Niemand als die alte ehrliche Aufwärterin zu Gesicht bekommt.“

Er hatte diese Worte kaum für sich gesprochen, als Heumann hereintrat mit sichtbar verstörtem Gesicht.

„Ich bitte Sie um Gottes willen,“ begann dieser sogleich seine Anrede, „verwenden Sie sich bei Dúrosnel, dem Stadtcommandanten, mit dem Sie persönlich befreundet sind; man hat mir bereits dreißig Mann Einquartierung in's Haus gelegt und scheint es direct auf meinen Ruin abgesehen zu haben. Meine Illumination muß verrathen worden sein, das enorme Einquartierungsheer ist mir auf speciellen Befehl des Neustädter Stadtcommandanten über den Hals geschickt worden.“

Wiewohl die Lage des unvorsichtigen Patrioten nicht zum Lachen war, konnte sich doch Ruffus eines Lächelns nicht erwehren.

„Jetzt heißt es in Wahrheit: Erlös' uns von dem Uebel,“ meinte der junge Mann.

„Erinnern Sie mich nicht an diese Eselei,“ drängte

Heumann, „und schaffen Sie Linderung. Sie vermögen es, wenn Sie nur wollen.“

„Sehr obligirt,“ entgegnete Ruffus, „Sie scheinen der Meinung, als stünde die ganze große Armee unter meinem Befehl. Ich bin allerdings mit Dúrosnel befreundet; aber dieser Mann ist dermalen mit Geschäften überhäuft, daß es fast als Unbilligkeit erscheint, ihn noch mit meinen Privatangelegenheiten zu behelligen.“

„Wenn ich diese Einquartierung nicht los werde,“ lärmte Heumann im Zimmer auf- und ablaufend, „laß ich Haus und Hof im Stiche und gehe nach Berlin.“

„Dort möchten Sie,“ meinte Rrffus, „von den Franzosen auch nicht lange verschont bleiben und sie vielleicht noch unangenehmer als hier in Dresden finden.“

„Noch schlimmer als bei mir,“ replicirte der Einquartierung-Geplagte, „können sie sich nicht aufführen. Man muß diese Bande expreß für mich ans der großen Armee heraus-gesucht haben. Sie kehren das oberst zu unterst, und die gerühmte französische Urbanität ist ihnen eine unbekannte Größe. Sie tragen im Negligée lauter rothe Mützen. Es muß so eine Art wilder Jakobiner sein. Theuerster Freund, befreien Sie mich von dieser Schwefelbande; ordentlich Kaiserlich-Königliche Soldaten, in verhältnißmäßiger Anzahl wie meine Nachbarn will ich haben. Sagen Sie dem Herrn Commandanten, daß ich gut kaiserlich gesinnt wäre; daß er auf mich zählen könnte; daß ich mich nur durch den allgemeinen Paroxismus habe hinreißen lassen und die Decoration ganz gegen mein Wissen und Willen illuminirt worden sei.

„Aber ich habe ja mit eignen Ohren gehört,“ sprach Ruffus, „wie Sie sich durchaus nicht abreden ließen.“

„Ja, davon dürfen Sie freilich nichts sagen und werden es auch nicht,“ fiel Heumann eifrig ein. Wem konnte es nur entfernt in den Sinn kommen, daß in acht Tagen nach der Illumination der Napoleon wieder da sein würde; das hat selbst unser hochweiser Rath, der doch zu denken versteht, nicht gedacht, nicht einmal geträumt, sonst würde er die romantische Ehrenpforte sammt der patriotischen Mädchenarmee auch hochweislich unterlassen haben. Habeat sibi, er hat seine Nase dahin.“

„Aber Ihr deutscher Patriotismus,“ meinte Ruffus, „scheint durch die Executions-Einquartierung auch einen Leck bekommen zu haben.“

„Mein Gott,“ erwiderte Heumann verdrüßlich, wenn wir doch nicht Patrioten sein wollten, es steht uns einmal nicht. Seit die unverschämt starke russische Artillerie, deren Rasseln auf dem Pflaster mir noch in den Ohren trommelt, den Napoleon nicht hat aufhalten können, wer vermöchte ihm noch zu widerstehen! Wenn ich die dreißig Spitzbuben los werde, habe ich nichts gegen Seine Majestät den Kaiser der Franzosen und König von Italien.“

„Nun was in meinen schwachen Kräften steht, will ich gern thun,“ verhieß Ruffus; „aber ich fürchte, es hilft nichts. Versprechen Sie sich daher auch vor der Hand Nichts.“

„Sprechen Sie nur mit dem Gouverneur,“ versetzte Heumann, „ich weiß es hilft, er ist die Humanität selbst und Sie gelten viel bei ihm. Aber, theuerster Freund,“ fügte er pressirt hinzu, „nur bald, sonst geht mir Alles zu Grunde.

Die Kerle sind im Stande, in meinen herrlich tapezierten Stuben Wachtfeuer anzuzünden."

„Ich will mich sogleich auf den Weg machen," versicherte Ruffus.

„Das ist schön," lobte Heumann, „bin gern zu jedem Gegendienst erbötig und werde diesen Liebesdienst im Leben nicht vergessen."

Er empfahl sich, um dem Geheimrath einen Besuch abzustatten und ihn von seiner peinlichen Lage in Kenntniß zu setzen.

Als Ruffus aus dem Hause trat, gewahrte er zwei schöne französische Jünglinge, in der Uniform der jungen Garde. Ihr ganzes Wesen verrieth mehr eine gewisse jugendliche Schüchternheit als soldatisches Auftreten. Sie hielten Einquartierungsbillets in den Händen und schienen sich in den Hausnummern nicht zurechtfinden zu können.

Ruffus, den die beiden jungen Leute mit den offenen, freundlichen Gesichtern wahrhaft ansprachen und der überhaupt gern Jedermann gefällig war, trat freundlich mit einem französischen Gruße auf sie zu.

„Wir sind in Ungewißheit," versetzte der eine artig und verbindlich, „über die Hausnummmer. Unser Billet weis't auf Nummer 35. Nun steht zwar hier über der Thür eine 35, aber eine zweite Zahl daneben; sind wir nun recht oder nicht?"

„Dürft' ich bitten," sprach Ruffus, sich das Quartierbillet zeigen lassend.

„Sie sind am rechten Orte, meine Herren," versicherte

er lächelnd, „erlauben Sie mir, daß ich Sie selbst einführe. Ich bin hier zu Hause.“

„Das ist hier vortrefflich,“ sprach erfreut der Eine, „ein freundlicherer Empfang konnte uns nicht werden. Komm, Eugen, hier sind wir gewiß gut aufgehoben.“

„Ich glaube auch, Jerome,“ erwiderte dieser leise. „Das Haus hat viel Aehnlichkeit mit dem unsern in Paris. Sih' mal fast dieselbe Hausflur und Treppe.“

Ruffus ging voran, den beiden Gardisten die für die erwartete Einquartierung bereitstehenden Zimmer anzuweisen.

Da Günthers wegen ihrer äußerst geschmackvoll eingerichteten Wohnung fast stets Offiziere und oft von hohem Range zur Einquartierung erhielten — der jetzige Gouverneur von Dresden hatte selbst eine geraume Zeit daselbst im Quartier gelegen — so wunderte sich Ruffus allerdings, diesmals mit ein Paar gemeinen Gardisten vorlieb nehmen zu müssen; die beiden Jünglinge schienen jedoch so gebildet und von so guter Familie, daß das Dresdner Quartieramt hierauf wohl Rücksicht genommmen haben mußte.

Als Ruffus mit seinen Gästen die Treppe hinaufstieg, kam ihm Heumann, der den Geheimrath nicht zu Hause getroffen, in Hast entgegen.

„Aha,“ rief er, „hält das Heuschreckenheer auch hier Einzug? Uebrigens scheinen das wenigstens Menschen,“ fuhr er, sich die schönen Jünglinge nicht ohne Wohlgefallen betrachtend, fort; „aber meine braunen Bestien. —“

„Aber mein Gott, Theuerster,“ besann er sich, „ich denke Sie sind längst beim Gouverneur, wie Sie mir ver-

sprochen haben; indeß steigen Sie mit Ihrer höchst eigenen Einquartierung Trepp auf, Trepp ab."

Ruffus ärgerte sich über diese unerträgliche Ungeduld, daß er that, als hörte er Heumanns Worte nicht.

Jetzt ward diesem angst.

Sie haben doch um's Himmels willen Ihr Versprechen nicht vergessen?" rief er angstvoll.

„Sein Sie ruhig," antwortete Ruffus kurz und ärgerlich, „noch diesen Vormittag spreche ich mit dem Gouverneur."

„Sie haben gut reden von Ruhigsein, zwei Mann Einquartierung, was ist das? und hoffentlich vernünftige Leute; Sie sollten meine Rotte Kora, Datan und Abiram sehen. Die Ruhe würde Ihnen vergehen. Also ein Wort ein Mann. Ich verlaß mich darauf."

„Ja doch!" rief Ruffus ungeduldig und öffnete den beiden Franzosen die geschmackvoll möblirten Zimmer.

Heumann war endlich etwas beruhigt fortgeeilt; Jerome aber wandte sich zu Ruffus und frug:

„Der Herr schien unzufrieden mit seiner Einquartierung: es sind doch nicht Franzosen?"

Der Angeredete stutzte und sah den schönen Gardisten verwundert an. „Ich kann es wirklich nicht sagen," begann er endlich, und nach einer Pause frug er freundlich: „Sie scheinen meiner Muttersprache kundig?"

„Ein wenig," war die bescheidene Antwort.

„Wohl aus dem Elsaß?"

„Paris ist meine Vaterstadt," sprach Jerome; „aber die deutsche Sprache und Literatur gehörten zu meinen Lieblingsstudien."

Jetzt hätte Ruffus seine Einquartierung für einen Marschall nicht hingegeben. Er empfahl sich auf kurze Zeit um für Heumann ein gutes Wort beim Gouverneur einzulegen.

In dem Vorsaale bei Dürosnel wimmelte es von Supplikanten. Ruffus erblickte mehrere bekannte Gesichter. Da man wußte, daß er beim Gouverneur gut stehe, so umringte und bestürmte man ihn um ein Fürwort bei Dirosnel. Es waren meistentheils Klagen und Reclamationen in Einquartierungsangelegenheiten, welche die Supplikannten hierher getrieben hatten.

Ruffus betheuerte, nichts für die Bittenden thun zu können, da er für eigne Person als Supplikannt erscheine.

Seine Blicke überschweiften die zahlreiche Versammlung, welche bereits vor ihm erschienen, und er machte sich auf eine harte Geduldsprobe gefaßt, denn unter einer Stunde war an kein Vorkommen beim Gouverneur zu denken; da gewahrte er den Schneidermeister Löbel, den deutschen Patrioten, welcher mit einem wahren armen Sündergesicht schüchtern in einer Ecke gedrückt stand und sich vor Ruffus zu verstecken schien.

„Guten Tag, Herr Löbel, auch Sie hier?“ frug Ruffus, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, aber in freundlichem, theilnehmendem Tone.

Der Schneider war zerknirscht über diese huldvolle Herablassung des jungen Mannes, dem er noch vor wenigen Tagen so feindlich gegenübergestanden.

Ruffus erkundigte sich nach dem Grunde von Löbels Hiersein.

„Ach, ich geschlagner Mann," lamentirte der Schneider, „der verfluchte Patriotismus hat mich in's Malheur gebracht. Meine Frau hat sich beim letzten Kosakenballe, dem wir aus purem unsinnigem Patriotismus beiwohnten, so total erkältet, daß sie halb todt zu Bett liegt. Die Kinder schreien, die Arbeit stockt, die Gesellen, lauter Blücherianer, sind als Schirm der deutschen Freiheit mit nach Schlesien gezogen. Alles liegt auf mir. Nun sind gar die Herren Franzosen eingerückt und haben mir Aermsten sechs Tambours von den Grenadieren in's Haus gelegt. Die verstehen die Trommelei noch nicht aus dem Fundamente und üben sich nun im Hof und Hause, von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang. Alle Thüren sind schon windflüglig und die Ziegel auf dem Dache wackelig geworden. Der Kalk fällt von den Wänden und meine Frau wirft's im Bett hin und her. Sie weiß von Gott und Menschheit nichts mehr, denkt unfehlbar an den Weltuntergang und phantasirt nur von Kosaken. Wenn die Trommelei so fortgeht, wird sie sicher in die Ewigkeit hinübergetrommelt. Die Herren Tambours nehmen keine Raison an; so ein kleiner Bougre, der mit seiner Trommel das Haus vom Grunde bis zum Dachspan durchstöbert, hat gestern ein Paar Schinken, die ein Schatzgräber mit der Wünschelruthe nicht ausfindig gemacht haben würde, nebst einigen anzüglichen Freskomalereien auf die hohe Person Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen und des Königs von Italien, die ich, um die hohen Gäste nicht zu alteriren, schonend ihren Blicken entzogen hatte, zu Tage gefördert, und seit der Zeit ist die Trommelei gar keine menschliche mehr. Nur so lange die

Tambours die Schinken verzehrten, war Ruhe; aber das dauerte nicht lange, und das Gewitter brach von Neuem herein, erschütternder denn je. Natürlich die Schinken hatten neue Kraft gegeben; es waren Prachtstücke, hochverehrtester Herr Günther, Sie haben im Leben nichts Prächtigeres gesehen. Mein Schwager, der Fleischer Schmid, hat als Ehrenmann gehandelt. Alles dahin. Für böse Zeiten hatt' ich sie versargt. Wie sie der kleine Tambour gefunden, bleibt mir ein Räthsel hienieden. Aber wissen Sie, hochverehrtester Herr Günther, wie es der kleine Tambour anfing, wenn er spionirte? Er legte die Hände auf den Rücken, streckte den Kopf vor, nicht zu viel, so, sehen Sie, wie ich's mache, hob die Nasenflügel ein klein wenig, und so schlich er umher, Treppe auf, Treppe ab im ganzen Hause, durch alle Stuben und Kammern. Ich denke der Schlag soll mich an meinem lebendigen Leibe treffen, als ich zufällig auf den Boden komme, wo die Schinken im dicken Sägespänkasten unter den Dielen versargt lagen, und den kleinen Tambour, ausgestreckt wie einen Aal, so lang wie er war, mit dem Bauche auf dem Fußboden sehe. Dabei bewegte er den Kopf wie eine Schlange nach allen Seiten, sprang dann auf und sagte zu mir: Bougre, und holte ein Beil. Ich dachte, jetzt gilt's entweder Dir oder den Schinken. Der Angstschweiß trat mir hervor. Die Kinder schrien, die andern fünf Tambours wirbelten einen Triumphmarsch, wahrscheinlich war ihnen die Kunde von der Entdeckung der Schinken geworden. Ich war mehr todt als lebendig. Der kleine Tambour kehrte zurück mit einem funkelnden Beile, sagte wieder zu mir: Bougre, und

hieb in die schönen Dielen mit einer Vehemenz, als gelte es einem polnischen Ochsen. Jeden Hieb fühlte ich in beiden Kniekehlen, und als die Dielen brachen, fiel auch ich zu Boden, als wäre ich selbst getroffen. Der kleine Tambour ließ sich nicht stören und förderte die Schinkenkiste richtig zu Tage. Ich that, als merkte ich nichts davon und stellte mich mausetodt. Plötzlich erhielt ich eine solche wüthende Kopfnuß, wie ich sie seit meiner Lehrzeit nicht erhalten, daß ich nicht anders glaubte, als der kleine Tambour wolle mich armen Mann erschlagen. Ich sprang daher so schnell als möglich auf. Da stand die schöne Schinkenkiste wie sie leibte und lebte, wie sie Gevatter und Nachbar Bär, der Rathspolirer gefertigt. Der kleine Tambour hatte wie ein Bergmann gearbeitet; er stand aber jetzt vor mir, und so viel ich im ersten Schrecken wegkriegen konnte, mit furchtbarem Blicke, und in der Hand hielt er die anzüglichen Freskogemälde auf Seine Majestät. Ich wußte bei diesem entsetzlichen Anblick nicht, ob ich gleich noch einmal in Ohnmacht fallen, oder was ich thun sollte. Der kleine Tambour aber sagte wieder: Bougre, und beim jedesmaligen Bougre setzte es eine Kopfnuß, die ich auf den Kopf erhielt. Ich dachte, nun, er wird doch einmal ausgebougert haben; aber das ging in einem fort wie eine Klappmühle. Ich konnte darauf nicht warten und zog mich Pas für Pas nach der Bodentreppe zurück, wobei ich allemal den vordern Fuß ganz unbemerkt zurückzog und ihn rückwärts in die dritte Position schob. So bewegte ich mich, eine lebendige Bildsäule, der Bodentreppe zu. Der kleine Tambour folgte und ließ nicht nach in seinem Gebougre. Als ich die erste

Stufe hinab war, stand ich dem kleinen Tambour gerade recht. Ich war jetzt mit ihm, da er noch ganz oben stand, von gleicher Größe. Nun sagte er nicht mehr Bougre, sondern Coquin, aber auf die Kopfnüsse hatte die neue Lesart keinen Einfluß, die klappten wie vor. Es ging nun die Treppe vollends herab, ich stets eine Stufe tiefer, so liebte es der kleine Tambour. Meine Leiden nahmen erst ein Ende, als mir freier Spielraum zur Flucht ward, die ich auch ohne weiteres Bedenken ergriff.

„Der Zorn der Welteroberer hinsichtlich der Freskogemälde war aber trotz der unzähligen Kopfnüsse noch nicht gestillt. Ich ward zähnklappernd in meinen eignen Hof eskortirt. Hier zogen sämmtliche sechs Tambours die Säbel. Ich dachte, so bist du armer Löbel also doch geliefert, und fiel flehend auf die Kniee. Aber sie meinten es nicht so bös. Ich mußte nur knieend vor den Bildern Abbitte thun und sie dann, eins nach dem andern, verzehren. An Napoleons Rückzug aus Rußland hatte ich am meisten zu würgen — der wollte gar nicht hinunter. Seine Majestät saß da rückwärts auf einem ungeheuren Esel, wie es eigentlich in der Natur gar keinen Esel geben kann. Aber der Künstler hatte seiner Phantasie freien Raum gelassen. Das Zeug schmeckte verteufelt; aber endlich gelang mir's doch den Esel zu überwältigen und ihn zu verschlingen. Ich ward vollkommen satt und ersparte die Mittagsmahlzeit."

„Und Euer Anliegen hierselbst?" frug Ruffus.

„Daß ich die Tambours loswerde, die Nassauner, hochverehrtester Herr Günther," war die Antwort. „Meine Frau will himmelm und die Sechs schlagen Allarm dabei,

als ob ein General gefahren käme. Stille Menschen will ich, meinetwegen noch einmal so viel, wenigstens keine Tambours, das wird mir kein Mensch verdenken."

Ruffus gab ihm vollkommen Recht, meinte aber, ob nicht der Gemeinderichter in dieser Sache Rath schaffen könnte.

„Bin überall herumgelaufen," entgegnete der Geplagte; „aber Richter und Schöppen haben den Kopf verloren. Niemand greift mir unter die Arme, und wenn ich den Leuten erkläre, daß meine Frau, die sich doch nur aus bloßem Patriotismus auf dem Kosakenballe ruinirt hat, nun vor den französischen Tambours nicht ersterben könne, lachen mich die Ochsen wie verrückt an."

Auch Ruffus war das Lachen näher als der Ernst. Er tröstete, so gut es gehen wollte, als ein diensthuender Adjutant, der ihn von früher kannte, herantrat. „Falls Sie Eile haben," sprach er verbindlich, „will ich Sie sogleich anmelden."

„Jedem sein Recht," lehnte Ruffus bescheiden ab, „die Leutchen hier haben länger gewartet.

Als der Schneider gewahrte, wie vertraulich Ruffus mit dem stattlichen französischen Offizier sprach, welcher viele Orden und einen langen spitzen Degen trug, wollte er fast ersterben in Demuth und Devotion.

Ruffus dauerte die Jammergestalt.

„Gehen Sie getrost nach Haus, Herr Löbel," sprach er gutmüthig, „ich werde mit dem Herrn Gouverneur sprechen, daß Sie die Tambours los werden."

„O Hochgebenedeieter," rief begeistert der Schneider

und geberdete sich so komisch, daß selbst die zurückstehenden Supplikanten, obschon ihnen nur zu ernst zu Muthe war, sich des Lachens nicht enthalten konnten.

Als Ruffus nach einiger Zeit beim Gouverneur eintrat, kam ihm dieser auf das Freundschaftlichste entgegen. Man kam alsbald auf die Einquartierung zu sprechen, wo Ruffus Gelegenheit nahm, die Sache seiner beiden Clienten, Heumanns und Löbels, mit dem ihm eigenen Humor vorzutragen. Der Gouverneur mußte mehrmals laut auflachen.

„Uns ist Nichts unbekannt," sprach er, „in Bezug auf Heumanns Decoration, auch daß Fräulein Anna dem Kaiser Alexander und Könige von Preußen Blumen gestreut, weiß ich recht wohl — doch ich mag es nicht wissen."

„Ich habe genug dagegen geeifert," versicherte Ruffus, aber tauben Leuten ist schwer predigen."

„Apropos," fiel hier der Gouverneur ein, „wie seid Ihr mit Eurer Einquartierung zufrieden?" und eine besondere Freundlichkeit überzog bei diesen Worten sein Gesicht.

„Ich hoffe," erwiderte Ruffus, „daß wir werden zufrieden sein; erst diesen Morgen stellte sie sich ein. Es sind ein paar junge Leute, zwar Gemeine, aber sie scheinen gebildet und von guter Familie."

„Das will ich glauben," scherzte Dürosnel, „hab' ich sie doch aus der ganzen Garnison für Euch ausgesucht."

„Wirklich?" frug Ruffus freudig erstaunt, „Ew. Excellenz können wir nur dankbar dafür sein."

„Die beiden herrlichen Jungen stehen unter meinem speciellen väterlichen Schutze, darum wußte ich kein passenderes Quartier für sie. Der Eine heißt Eugen und ist der

Sohn des reichen Bankier Normand aus Paris, der andere, Jerome Lagrange, gleichfalls ein Pariser, ein weitläuftiger Vetter von mir."

Ruffus war jetzt das Räthsel, daß seine Familie mit keinem Offizier höhern Ranges bedacht worden, gelöst. Er trug nochmals die Sache seiner beiden Petenten vor. Der Gouverneur warf lachend ein paar Worte auf einen Papierstreifen, den er der eintretenden Ordonnanz übergab.

„In einem Stündchen wird das Recept gewirkt haben und bei Herrn Heumann und Löbel eine wohlthätige Ausleerung erfolgt sein."

Da der Vorsaal noch immer von Supplikanten wimmelte, so wollte Ruffus nicht länger seinen Gönner der kostbaren Zeit berauben, und er empfahl sich mit vielem Danke für die huldvolle Gewährung seiner Bitten.

„Gern geschehen," sprach Dúrosnel, ihm die Hand zum Abschied reichend. „Hütet Euch nur künftig," warnte er freundlich, „vor unzeitigem Patriotismus. Unreife Früchte gedeihen nie. Sobald ich übrigens hier ein wenig Luft bekomme, werde ich die alten Wirthsleute heimsuchen und meine beiden Schutzbefohlnen inspiciren. Ich empfehle sie Eurer besondern Fürsorge."

„Sie können nicht besser aufgehoben sein," versicherte Ruffus. Er entfernte sich, einem neuen Supplikanten Platz machend.

Eilftes Kapitel.

Als Ruffus nach Hause zurückgekehrt war, fand er die beiden Franzosen schon ziemlich eingerichtet. Das eine Zimmer ging nach dem im schönsten Frühlingsgrün prangenden Garten hinaus. Hier standen sie um einen Tisch, eine treffliche Karte des Kriegsschauplatzes vor sich ausgebreitet. Jerome verlas aus einem Manuscripte die Operationen der französischen Armee seit Eröffnung des Feldzuges.

Dem Ruffus kam das sehr erwünscht. Er hatte außer lückenhaften Zeitungsnachrichten und parteiischen Bulletins noch keinen wahrhaften und vollständigen Bericht über die berühmte Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen gelesen.

„Unsere Mittheilung hier," sprach Jerome, „ist allerdings aus der Feder des Siegers geflossen. Sie rührt unmittelbar aus dem Cabinet des Kaisers her, und hat den Cabinets-Secretär Fain zum Verfasser; aber nach dem Urtheile vieler unparteischen Oberoffiziere soll sie mit der Wahrheit ziemlich übereinstimmen."

„Es wird zur bessern Einsicht für unsern Gastfreund

sein,“ sprach Eugen freundlich, „wenn Du die Operationen gleich vom Beginn des Feldzuges noch einmal wiederholst.“

„Von Herzen gern,“ sprach Jerome, und Ruffus nahm das Anerbieten sehr gern an.

„Unsere Armee,“ begannn der junge Gardist, „hatte Thüringen durchzogen und enthüllte ihre Bewegungen gegen die Saale. Napoleon reis't am 28. April von Erfurt ab und beginnt den Feldzug. Er nimmt den Weg über Weimar, wo er der regierenden Großherzogin einen Besuch abstattet. Zum zweiten Male erscheint er, von einer Armee umgeben, vor dieser Fürstin; im Jahre 1806, von dem Schlachtfelde von Jena zurückkommend, jetzt dahin zurückkehrend.“

„Das ist seltsam,“ fiel hier Ruffus ein, „an demselben Tage reis'te Kaiser Alexander von hier nach Töplitz zu einem Besuche der Erbgroßherzogin, seiner Schwester.“

„Nach diesem Besuche,“ fährt der Vorleser fort, „steigt der Kaiser zu Pferde, und macht den ersten Militairzug an der Spitze der Dienstschwadronen der Garde. Er hatte Mühe sich mitten unter den Colonnen aller Waffen, welche die Straße bedeckten, Platz zu verschaffen. Unsere Conscribirten drängten sich um ihn; die Meisten sahen ihn zum ersten Male, und betrachteten ihn mit Bewunderung. Die ersten Vorstände seines Hauses und der Armee umgaben ihn. Man erblickte an seiner Seite den Fürsten von Neufchatel, die Marschälle der Garde, den Herzog von Friaul, Großmarschall des Pallastes; den Herzog von Vizenza, Oberstallmeister; den Grafen Darú, Minister-Staatssecretair. Auf diese folgen seine Adjutanten, fast lauter Generale, mit dem Unterscheidungszeichen ihres Grades geschmückt, und die zwölf

Ordonnanzoffiziere in himmelblauen Uniformen mit prachtvoller Silberstickerei.

„Mehrere Offiziere des kaiserlichen Hauses haben sich diesem militairischen Zuge angeschlossen, und der Generalstab der Armee erhöht noch die glänzende Suite des Kaisers.

„Die Verluste des russischen Feldzuges sind ersetzt. Jeder hat sich neu equipirt; Sattel und Zeug, Uniformen und Livreen, Alles ist neu. Die Pferde frisch und feurig. Dieser erste Tag wird zur Recognoscirung verwendet. Jeder nimmt seine Stelle, seinen Rang ein. Ueberall stellt sich die Ordnung wieder her. Auf allen Gesichtern erblickt man den Frohsinn des Muthes und des Vertrauens.

„Wie hat sich in wenigen Stunden Alles verändert. Der Friedenszustand ist verschwunden, und der unmittelbar bevorstehende Krieg verkündet sich durch den Ruf der Soldaten, die Wagenburgen, Artillerieparks, das Getös der Waffen, und vorzüglich durch den Glanz der Bivouakfeuer, welche die ganze Ebene beleuchteten.

„Am 20. April waren die Armee des Fürsten von des Moskwa, die kaiserliche Garde, die Armee des Marschalls Marmont, auf der Straße von Camburg vorgerückt und durch den bekannten Engpaß bei Auerstädt in das Saalthal herabgestiegen.

„Rechts in diesem Thale, zwischen Camburg und Dornburg, stand das vierte Corps', unter General Bertrand. Etwas weiter auf der Seite gen Saalfeld, bildete das zwölfte Corps unter Oudinot, Herzog von Reggio, den äußersten rechten Flügel.

„Links zwischen Querfurt und Halle manövrirte die

Armee des Prinzen Eugen, um sich der Hauptarmee zu nähern. Die Marschälle Victor und Macdonald und General Lauriston commandirten unter Eugen.

„So hat die große Armee die Saale von Saalfeld bis an die Elbe besetzt.

„Man hört aus der Ferne Kanonendonner, von der Seite des General Lauriston und Herzogs von Tarent. Ersterer feuert auf die Preußen vor Halle. Der Marschall Macdonald hat auf der Brücke von Merseburg dasselbe Corps des General York wieder getroffen, das ihn am Niemen verlassen hatte, und seine ersten Schläge treffen auf York.

„Von der Seite, auf welcher sich der Kaiser befindet, läßt General Souham durch seine Avantgarden die ersten ihm aufstoßenden feindlichen Truppen zurückwerfen, und dieses erste Gefecht findet gleichfalls beim Uebergang über die Saale statt.

„Man kommt nach Naumburg. Der Marschall Ney treibt sogleich die Spitze seiner Colonnen auf der Straße von Weißenfels vor.

„Der Kaiser war kaum zu Pferde gestiegen, als sich ihm ein Adjutant des Prinzen Eugen vorstellt. Dieser Offizier bringt die Nachricht, daß die Armee des Prinzen bei Merseburg über die Saale geht.

„Die Vereinigung der beiden Armeen ist nun erfolgt. Die Veteranen von Moskau reichen den jungen Conscribirten, welche das Vaterland ihnen sendet, die Hand. Und von diesem Augenblicke an hat Frankreich wieder die Offensive ergriffen!

„Dies ist das Resultat unseres ersten Marsches.

„Jetzt sind nur noch die Preußen unter Kleist, welche bei Halle stehen, die Preußen unter York zu Merseburg und die Russen unter Winzingerode bei Naumburg, nach Leipzig zurückzubringen.

„Am 20. April rückte die Armee nach Weißenfels vor.

„Die Division Souham bildet die Avantgarde. Bei ihrer Ankunft zu Weißenfels stößt sie auf feindliche Cavalerie. Der General Souham selbst ist von aller Cavallerie entblößt. Doch ohne solche zu erwarten, marschirt er gegen den Feind. Die Russen fahren zwölf Kanonen auf, die Franzosen eine gleiche Zahl. Es beginnt eine heftige Kanonade. Der Feind versuchte wiederholte Angriffe, wird aber durch Pelotonfeuer unserer Quarré's zurückgeworfen. Die Russen entschließen sich zum Rückzuge, und uns're jungen Soldaten, stolz auf ihren ersten Sieg, ziehen unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ die Zschacko's auf den Flinten, in Weißenfels ein.

„Am 1. Mai erfährt der Kaiser um drei Uhr Morgens, die Vorposten hätten einen starken feindlichen Nachtrab signalisirt, der sich auf den Höhen von Poserna zu halten scheine. Er setzte sich sogleich zu Pferde, von seinem ganzen Gefolge begleitet.

„Die Straße über Weißenfels hinaus senkt sich in das Thal von Grünbach, wo die Dörfer Rüppach und Poserna liegen; auf der entgegengesetzten Seite steigt es wieder aufwärts und führt dann auf die große Ebene von Lützen und Pegau.

„Diesen Engpaß scheint der Feind vertheidigen zu wol-

len. Der General Winzingerode besetzt die Höhen mit sechs Kanonen und mit bedeutenden Infanterie- und Cavalleriemassen.

„Der Kaiser giebt sogleich Befehl, diese Stellung zu nehmen. Die Division Souham bildet noch immer die Avantgarde. Unsre Veteranen betrachten mit Theilnahme die Manövres unsrer Conscribirten. Die Armee hat keine Cavallerie, die Gardecavallerie ist noch um ein paar Tagemärsche zurück. Wir betreten die großen Ebenen Sachsens; dort erwarten uns Schlachten, und junge Infanterie ist unsere Stütze, sie zu gewinnen.

„Die Division Souham bildet Quarré's. Dahin stellte sich ein Husarenregiment und die Badenschen Dragoner auf, die beiden einzigen Cavallerieregimenter, die in der Linie sind. Hierauf kommen die Divisionen Gerard und Marchand, gleichfalls in Quarré's formirt.

„Das Gefecht beginnt, und gleich bei den ersten Schüssen erfährt die Armee einen grausamen Verlust.

„Marschall Bessières, Herzog von Istrien und Obercommandeur der gesammten Gardecavallerie, auf die Rolle eines bloßen Zuschauers beschränkt, hatte sich auf den linken Flügel zu den Tirailleurs gesellt. Der Feind zielt sogleich auf diesen Haufen von Reitern. Der erste Schuß trifft und wirft den Brigadier der Begleitung zu Boden. Im Augenblick, wo der Marschall befiehlt, diesem Tapfern auf dem Felde ein Grab zu bereiten, wird er selbst von einer zweiten Kugel getroffen.

„Der Herzog von Istrien hatte seit den ersten Feldzügen von Italien, also seit sechzehn Jahren, immer in ver-

schiedenen Graden die Garden Napoleons befehligt, dem er in alle Feldzüge und alle Schlachten gefolgt war. Dieser Marschall, den man mit Recht tapfer und gerecht nennen konnte, zeichnete sich eben sowohl durch seinen militairischen Blick und durch seine große Erfahrung in der Waffe der Cavallerie, als durch seine Tugenden als Bürger und seine Anhänglichkeit an den Kaiser aus.

„Indeß war das erste Quarré im Sturmschritt unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ durch den Engpaß gedrungen. Die drei andern vertrieben den Feind von der Höhe und verfolgten ihn auf der Straße nach Lützen.

„Die nachrückende Division Gerard nimmt ihre Richtung gegen Pegau. Der Feind aber erhält große Verstärkungen. Es entwickelt sich eine zahlreiche Cavallerie und seine Artillerie zählt bald über zwanzig Kanonen.

„Die Kanonade beginnt von Neuem auf's Heftigste. Endlich muß sich der Feind zurückziehen. Die französische Armee folgt auf der Straße von Lützen.

„Das kaiserliche Hauptquartier befindet sich auf dem Amthause von Lützen. Grenadiere der alten Garde, welche den Winterfeldzug mitgemacht haben, sind von der Armee des Prinzen Eugen angelangt. Sie besetzen sogleich die Ehrenposten beim kaiserlichen Hauptquartier.

„Die junge Garde bivouakirt vorwärts auf der Straße von Leipzig. Sie umgiebt die Pyramide Gustav Adolphs. Man stellt Wachen aus, um die Bäume, welche das alte Denkmal beschatten, vor dem Beile der Sappeurs zu schützen.

„Marschall Ney vertheilt seine Armee in den Dörfern zwischen Lützen und Pegau. Sie heißen Rahna, Kaya,

Groß= und Klein=Görschen. Der Augenblick ihrer Zerstörung ist gekommen.

„Am zweiten Mai war die Armee aufgebrochen, um nach Leipzig zu gelangen. General Lauriston ist auf der Straße von Merseburg vorangezogen. Er langt Morgens neun Uhr bei Lindenau an, wo er Widerstand findet und den Uebergang über die Elster und Pleiße mit Kanonen vorbereitet.

„Um zehn Uhr war die Straße von Weißenfels bis Lindenau mit der französischen Armee bedeckt, welche eine lange Reihe von Truppen, Artillerei, Equipagen, mit einem Worte alle Verwirrung einer im Marsch begriffenen Armee darbietet.

„Die rechte Flanke dieser endlosen Colonne blieb auf der Höhe von Lützen durch die Armee des Fürsten von der Moskwa gedeckt, welche noch die genannten vier Dörfer in Besitz hatte.

„Der Kaiser war um neun Uhr zu Pferde. Er hörte die Kanonen des General Lauriston und beeilte seine Ankunft in Leipzig. Die zahlreiche Cavallerie des Feindes hatte uns bis jetzt alle Straßen verhüllt und verbarg uns die Bewegungen der entgegenstehenden Armee.

„Indessen glaubte der Kaiser, die Massen des Feindes würden uns in den Ebenen von Leipzig erwarten. Der Besitz dieser Stadt sollte daher schnell unsrer Ungewißheit ein Ende machen. Napoleon hatte besonders empfohlen, bei Ankunft daselbst sich sogleich der Briefe auf der Post zu bemächtigen, und alle Nachrichten einzuholen, welche in dieser Hauptstadt des deutschen Handels in Masse vorhanden

sein müßten. Er verlangte, seine Secretaire und Dolmetscher sollten mit ihm zugleich daselbst ankommen. Seine ganze Umgebung war zu Pferde, um ihm schnell folgen zu können.

„Um fünf Uhr Vormittags war der Kaiser beim Denkmal Gustav Adolphs vorbeigeritten. Dort war er mit dem Prinzen Eugen zusammengestoßen. Der Fürst von der Moskwa befand sich an seiner Seite, um seine Befehle für den übrigen Tag einzuholen. Man rückte immer vor und vernahm bereits die Flintenschüsse der Avantgarde bei den ersten Häusern vor Leipzig.

„Der Kaiser war ungeduldig. Er wollte wissen, ob der Widerstand ernsthaft sei. Er stieg vom Pferde und richtete sein Fernrohr nach der Stadt. Da sah er die Dächer mit Einwohnern bedeckt, welche dem Kampfe zuschauten.

„In dem Augenblicke, wo er bemerkt, daß sich keine feindliche Macht jenseits der Stadt darbietet, vernimmt man einen furchtbaren Kanonendonner auf unserm rechten Flügel, beinahe hinter uns, wo die Truppen des Fürsten von der Moskwa Posto gefaßt haben.

„Der Kaiser wendet sich sogleich nach dieser Seite des fürchterlichsten Kanonendonners, und Marschall Ney jagt mit verhängtem Zügel nach seinem Posten.

Die Aufmerksamkeit ist fortwährend auf diesen Punkt gerichtet. Bald entdeckt das Auge im Grunde der Fläche mehrere dunkelschwarze Colonnen. Der Kaiser beobachtet die Richtung des Angriffs. Adjutanten fliegen herbei. Ihre Berichte sind beunruhigend. Rauchsäulen steigen aus den

Dörfern mitten auf der Ebene empor. Es ist die ganze feindliche Armee, welche von Pegau herzieht und uns in die Flanken fällt. Der Kaiser faßt sogleich seinen Entschluß, „Wir haben keine Cavallerie,“ sagte er, „was liegt daran? Das wird eine Schlacht von Aegypten. Ich vertraue ohne Furcht der angebornen Tapferkeit unserer jungen Conscribirten.“

„Die Truppen des Herzogs von Tarent, die schon auf der Straße nach Leipzig voraus sind, müssen Halt machen, umkehren und den linken Flügel bilden. Der Vicekönig hat den Kaiser verlassen, um sich an ihre Spitze zu stellen. Sie brauchen aber drei Stunden zu dieser Bewegung.“

„Wie,“ frug hier Ruffus ganz erstaunt, „so scheint Napoleon weder an diesem Tage noch in dieser Stellung den Angriff erwartet zu haben?“

„Allerdings hatte er ihn nicht erwartet, erwiderte Eugen, „und alle unsere Strategen und selbst gefangene einsichtsvolle Offfziere gestehen offenherzig, daß dieses resolvirte Kehrt der ganzen im vollen Marsche befindlich gewesenen Armee zu den größten Meisterstücken Napoleons gehöre.“

Jerome fuhr fort: „Man schickt in aller Eile Ordonnanzoffiziere an den Herzog von Ragusa, welcher noch hinter Lützen zurück ist, seinen Marsch zu beschleunigen und querfeldein gegen den Feind zu rücken. Er soll den rechten Flügel bilden.

„Mit derselben Schnelligkeit wird General Bertrand, der noch weiter zurück, benachrichtigt, den Herzog von Ragusa zu unterstützen.“

„Alle Truppen aber, welche in Colonnen auf der

Straße von Leipzig sind, machen zwischen Lützen und Markranstädt Halt, schließen sich aneinander, machen eine halbe Schwenkung rechts und entwickeln sogleich ihre Linie in der Ebene. Die meistentheils aus jungen Soldaten bestehende Armee führt dieses große Manöver mit bewunderungswürdiger Haltung aus.

„Während so die Armee im Sturmschritt dem Fürsten von der Moskwa zu Hilfe eilt, sprengt der Kaiser voran und begibt sich persönlich an die Stelle, wo ihn der Kanonendonner ruft.

„Daß die verbündete Armee so unerwartet uns in die Flanke fiel, erklärt sich daraus: Während die gesammte französische Streitmacht die Straße nach Leipzig eingeschlagen hatte, waren die Verbündeten auf der geraden Straße von Dresden nach Jena über Altenburg vorgedrungen. Miloradowitsch war an der Spitze und befand sich bereits zwischen Altenburg und Gera. Blücher mit seinen Preußen, den Garden und andern Kerntruppen zog in der Mitte, und Tormasow bildete die Arriergarde.

„Die Verbündeten vermutheten Napoleon noch in Erfurt. Man glaubte noch zu gehöriger Zeit auf die Ebene von Jena vorrücken zu können, um die alte Schmach zu rächen. Das Treffen bei Weißenfels hatte ihnen aber bald den wahren Zustand der Dinge enthüllt. Der Kaiser Napoleon war bereits über die Colonnen hereingedrungen, hatte die Saale passirt, und seine Vereinigung mit Eugen bwirkt, und an ihrem rechten Flügel blos in der Entfernung von wenigen Stunden vordringend, drohte er sie an der Pleiße im Rücken zu nehmen und ihre Communication mit Dresden

abzuschneiden. Von nun an mußten sie von ihrem Lieblingsplane, auf Jena zu marschiren, abstehen.

„Man entschloß sich daher, den Augenblick zu ergreifen, während die Franzosen auf Leipzig marschirten, ihnen in die Flanke zu fallen und mit fünfundzwanzigtausend Reitern die Verbindung mit der Saale abzuschneiden.

„Die ganze feindliche Armee hatte demnach die Nacht vom ersten zum zweiten Mai nicht weiter als drei Stunden von uns zugebracht und stand in Parallele mit unserer Linie.

„Am 2. Mai Morgens hatte der feindliche General bei dem Kanonendonner von Lindenau und bei der Ueberzeugung, daß bereits der größte Theil der französischen Armee sich daselbst befinde, den Augenblick für günstig gehalten, seine Infanterie auf die Straße von Lützen zu werfen und die fünfundzwanzigtausend Reiter auf Weißenfels vorrücken zu lassen.

„Blücher drang daher gegen die genannten vier Dörfer vor, wo der Fürst von der Moskwa die rechte Flanke der französischen Armee deckte. Der preußische Feldherr bringt allmählig alle seine Truppen in's Feuer, und ruft, da er sich noch nicht hinreichend stark fühlt, die Armee von York zu sich.

„Nachdem Wittgenstein einmal im Kampfe war, dachte er nur darauf, den Angriff auszuhalten. Er verwandte dazu einen Theil seiner Reserve. Auf dem linken Flügel hat er über Tormasow und seine Cavallerie verfügt, um den rechten Flügel des Fürsten von der Moskwa zu umgehen. Der Kampf im Centrum ist furchtbar. Der

Feind will um jeden Preis auf Lützen vordringen. Es gelingt ihm, die vier Dörfer zu nehmen.

Nur die Gegenwart Napoleons konnte das Vordringen der Preußen aufhalten und dem Glück eine andere Richtung geben. Unsere jungen Coscribirten wollten bei dem auf sie eindringenden Sturm nicht fliehen, schweiften auf den Feldern umher unter dem fortwährenden Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ dieser langt in Galopp an und sein Anblick bringt die gewohnte begeisterte Wirkung hervor. Der Enthusiasmus des Siegs zeigt sich wieder auf allen diesen zum Theil blutenden Gesichtern. Die Reihen bildeten sich von Neuem, die Angriffscolonnen wurden dichter und der Kampf begann mit neuer Wuth.“

„Das ist durchaus nicht übertrieben,“ rief hier Eugen, von der Erinnerung noch begeistert, „wir selbst waren dabei. Die Sachen standen wirklich mißlich, als die Ankunft Napoleons Alles veränderte. Alle wurden wunderbar begeistert; Alle stürzen wieder kampfglühend, blutend vorwärts. Ein endloses „Vive l'Empereur!“ drang jubelnd über den Kanonendonner hinaus. Selbst die zum Tode Getroffenen stimmten mit dem letzten Hauche ein. Mit eigenen Ohren habe ich den Ruf dieser halbtodten Begeisterten gehört, und es waren fast lauter junge Conscribirte, welche noch nie im Feuer gestanden hatten.“

Jerome fuhr fort:

„Kurz darauf erscheint die Garde. Napoleon läßt sie staffelweise in Quarré-Bataillonen zwischen Lützen und Kaya aufmarschiren. Die beiden einzigen Cavallerieregimenter, über die man verfügen kann, rücken auf dem rechten Flügel

vor und täuschen durch die Energie ihrer Angriffe über ihre kleine Anzahl.

„Das Dorf Kaya ist der Schlüssel der Position. Das erkennt der Kaiser und ihn muß er er haben, es koste was es wolle. Er überträgt seinem Adjutanten, dem Grafen von der Lobau, den Angriff. Die Conscribirten der Division Ricard werden von diesem Veteranen wieder in's Feuer zurückgeführt. Man vernimmt das furchtbarste Musketenfeuer. Bald aber folgt dem Geschrei der Stürmenden eine augenblickliche Stille. Das Dorf ist wieder genommen.

„Fast zu derselben Zeit tritt auf unserem rechten Flügel die Armee des Herzogs von Ragusa, der noch zurück war und von Napoleon zur Eile gemahnt worden, in die Linie. Die Cavallerie- und Infanteriemassen, welche der Feind nach Weißenfels werfen wollte, werden aufgehalten.

„Eine Division der Marine-Soldaten empfängt den ersten Stoß derselben. Diese tapfere, von einer finstern Wolke Cavallerie überschwemmte Infanterie, schließt staffelweise Quarré-Bataillons. Sie wird vom General Compans commandirt, hält sieben der heftigsten Angriffe aus, verschafft dadurch dem übrigen rechten Flügel Zeit, sich vollends zu entwickeln.

„Alle Macht aber, über welche Wittgenstein zu verfügen hat, stürmt nun unaufhörlich gegen das Centrum. Die Hauptanstrengungen der gesammten feindlichen Infanterie- und Artilleriemassen sind auf Lützen gerichtet.

„Marschall Ney, der Fürst von der Moskwa, ist überall. Die Hauptmacht des Feindes bricht über ihn herein. Sein [Chef des Generalstabs, General Goure, wird an

seiner Seite getödtet. General Girard sinkt, von mehreren Kugeln getroffen, will sich aber nicht vom Schlachtfelde entfernen und erklärt, im Commando sterben zu wollen, weil jetzt der Augenblick gekommen, wo alle Franzosen von Herz entweder siegen oder sterben müßten. General Brennier fällt verwundet. Desgleichen die Generale Cheminaux und Guillot. General Gruner wird getödtet. Die Ordonnanzoffiziere Pretet und Beranger werden bei Ueberbringung von Befehlen des Kaisers von Kugeln getroffen.

„Aber Souham, Ricard und Marchand bleiben mitten im Feuer unverletzt. Man schlägt sich schon seit länger als vier Stunden mit einer unerhörten Erbitterung. Die vier wichtigen Dörfer werden genommen und wieder verloren, und die Schlacht scheint all ihr Feuer erschöpfen zu wollen, ohne daß eine der kämpfenden Parteien an den Rückzug denkt. Die Conscribirten Frankreichs und die Jugend Preußens, die Blüthe der nordischen Universitäten, die Söhne der edelsten Familien von Berlin und Paris, kämpfen Mann gegen Mann auf den Trümmern unglücklicher Dörfer. Von beiden Seiten ist es der erste Waffenversuch, von beiden Seiten entspricht die glänzende Jugend mit gleichem Eifer dem Kriegsruf. Warum sollten die Ufer der Seine tiefer bekümmert sein, als die der Spree? Sollten sich nicht vielmehr beide Nationen von gleichem Stolze beseelt fühlen, solchen Söhnen das Dasein gegeben zu haben? Mehr als drei Viertheile des Verlustes an diesem Tage traf die preußische Armee. Die Garden und Berliner Freiwilligen litten am meisten.

„Sie kämpften unter den Augen ihrer Souveräne.

Der Kaiser Alexander und der König von Preußen hielten auf einem Hügel hinter Groß-Görschen, und ermuthigten durch ihren Anblick die vielfachen Angriffe ihrer Generale.

„Ihnen gegenüber steht der Kaiser Napoleon, in halber Kanonenschußweite, und unterhält, trotz der kleinern Anzahl, den Kampf. Er ist besorgt, die ermatteten Truppen immer durch frische ablösen zu lassen, beeilt die Ankunft der Verstärkung, sammelt selbst hinter der Fronte der ersten Linie die zurückgeführten Bataillone, so daß er mitten in dieser großen Unordnung immer neue Linien dem Feinde gegenüber zu stellen hat.

„Da steigt in der Ferne Rauch auf. Man vernimmt zur Rechten die Kanonen des zu Hilfe eilenden General Bertrands. In denselben Augenblicken donnert auf der linken Seite Eugen und Marschall Macdonald heran, das eilfte Corps hat seine Manövers vollendet, tritt in die Linie und stürzt sich auf die Dörfer, an welche der Feind seinen rechten Flügel stützt.

„Die beiden französischen Flügel verlängern sich nun wie die Hörner eines großen Halbmondes, und drohen die feindliche Macht, die sich unaufhörlich im Centrum angehäuft hat, zu umwickeln.

„Der feindliche General en Chef erblickt die immer mehr zunehmende Gefahr, besteht aber hartnäckig darauf, noch einen entscheidenden Angriff auf Kaya zu unternehmen. Der preußische General Scharnhorst und der Prinz von Mecklenburg-Strelitz sind tödtlich verwundet. Prinz Leopold von Hessen-Homburg findet seinen Tod. Blücher selbst ist verwundet. Mit Riesengewalt dringen die Preußen aber-

mals vor und nehmen das Dorf. Unser Centrum wankt, einige Bataillone lösen sich auf. Da wirft sich ihnen Napoleon nochmals in den Weg. „Conscribirte!“ ruft er, „auf Euch hatte ich meine Hoffnung gesetzt und Ihr flieht!“ Auf diesen Ruf hält die tapfere Jugend sogleich still und rückt wieder vor.

„Der wichtige Augenblick, der über den Gewinn oder Verlust einer Schlacht entscheidet, ist gekommen. Keine Minute ist mehr zu verlieren. Der Kaiser befiehlt den sechzehn Bataillonen junger Garde unter dem tapfern General Dumoustier vorzurücken, und dem Herzog von Treviso befiehlt er, Kaya zu nehmen, und Alles, was sich dort vorfindet, zurückzuwerfen.

„Dann läßt er sechs Bataillone der alten Garde in zweiter Linie aufstellen.

„Um aber diesen Angriff zu einem unwiderstehlichen zu machen, befiehlt er eine Batterie von achtzig Kanonen aufzufahren, diese in schiefer Richtung aufzustellen und so das Dorf von der rechten Seite zu bestreichen. Eine Bewegung von dieser Wichtigkeit ist die Sache eines Augenblicks. Der Kaiser ist mitten unter den Kanonen, die der Feind mit Kartätschen bedeckt. Zu gleicher Zeit stürzt sich die junge Garde auf Kaya. Der Herzog von Treviso ist an ihrer Spitze. Er verschwindet im Handgemenge, sein Pferd wird erschossen. Neben ihm stürzt General Dumoustier. Beide machen sich aber unverletzt von ihren Pferden los und führen die stürmenden Schaaren unaufhörlich vorwärts. Diesmal kämpften unsre Conscribirten gegen die Veteranen der

russischen Armee. Sie nehmen das Dorf, werfen den Feind und verfolgen ihn.

„Endlich fängt die Masse von Feuer, Rauch und Staub, die so lange auf demselben Punkte der Ebene unbeweglich gestanden, an, sich zu rühren, und drängt gegen die Dörfer, von denen sie hergekommen, zurück. Der schwächer hallende Kanonendonner beweist, daß sich der Feind auf allen Seiten zurückzieht.

„Napoleon ruft einen polnischen General aus seiner Suite heran.

„Reisen Sie nach Krakau,“ sagte er zu ihm, „und geben Sie Nachricht von meinem Siege.“ Dies war die einzige Abfertigung vom Schlachtfelde aus.

„Die Dunkelheit brach herein, an drei Orten erhellten brennende Dörfer den Horizont, als plötzlich auf unserer rechten Flanke eine Linie Cavallerie in dumpfem Gerassel heranrauschte, und dicht bis an die Quarrés vordrang, hinter welchen sich der Kaiser befand. Der Angriff ward von Infanterie zurückgewiesen und mit dieser nächtlichen Scene endete der diesmalige Riesenkampf. Abends zehn Uhr dictirt Napoleon das Bulletin der Schlacht und Couriere eilen durch ganz Europa mit der Nachricht von einem neuen Siege Napoleons.“ —

Ruffus war sehr aufgeregt durch den Schlachtbericht. „Das ist eine wahrhafte Frühlingsschlacht gewesen,“ sprach er, „wenigstens ward sie meist von Jünglingen geschlagen. Aber trotz der französischen Bravour muß man der preußischen Heldenjugend doch alle Ehre widerfahren lassen.“

„Wer wollte das nicht?“ erwiderte eifrig Jerome,

„Preußen hat an diesem Tage die Zeiten von Jena mit reichem Blute abgewaschen. Uebrigens, hätten wir nur mehr Cavallerie gehabt, der ganze Feldzug wäre vielleicht entschieden.“

„Es wird ohne neue blutige Köpfe kaum Frieden werden,“ meinte Ruffus, „so sehr dieser für das blutende Europa zu wünschen wäre; aber die Verbündeten, wenn sie auch den Verlust der Schlacht nicht ableugnen können, sind doch weit entfernt, sich für überwunden zu bekennen. Auch rühmten sie es sehr, daß Ihr nicht eine Kanone erobert habt.“

„Daß sie es diesmal sehr ernst meinen,“ gestand Eugen zu, „ist unverkennbar. Auch Gefangene haben wir im Ganzen wenig gemacht. Namentlich die preußischen Freiwilligen kämpften lieber bis zum letzen Blutstropfen, als daß sie sich ergeben hätten.“

„Darum halte ich es für's Beste,“ meinte Ruffus, „mit solchen desperaten Leutchen, denen man ihre Desperation zumal nicht verargen kann, Frieden zu schließen. Der große Napoleon wird darum immer der größte Mann des Jahrhunderts bleiben, wenn er auch Preußen nicht zum zweiten Male erobert.“

„Niemand kann friedfertiger sein als der Kaiser,“ versicherte Jerome eifrig; „mehr als einmal, ja sogar recht oft hat er die Hand zur Versöhnung geboten; aber will man denn Frieden, will Rußland Frieden? Als die Franzosen noch draußen standen in dem vermaledeiten Lande, schwur Alexander, von keinen Friedensvorschlägen hören zu wollen, so lange ein Franzose als Feind auf seinem Gebiete stehe. Nun jetzt steht keiner mehr da und schon lange nicht

mehr; und gleichwohl mag Rußland von keinem Frieden wissen. Es will Deutschland die Freiheit erkämpfen helfen, wie die Proclamationen besagen; aber unter dem Worte Freiheit ist hier Polen zu verstehen, das will es erkämpfen, und zwar ganz allein für sich. Was hätte Rußland von der deutschen Freiheit! Man zwingt unsern Kaiser zum Kriege. Jetzt spricht man schon von Frankreichs natürlichen Grenzen, daß der Reihn ein deutscher Strom sei, daß Napoleon ein Unterlieutenant gewesen, dem gar kein Thron gebühre. Soll er den Großmüthigen spielen, die mit französischem Blute eroberten Provinzen freiwillig zurückgeben, Frankreich in seine Grenzen vor 91 einschließen, vielleicht gar vom Throne steigen und einem legitimen Sprößling der europäischen Fürstenfamilien Platz machen? Ja, dann glaub' ich, würden die Cabinette nicht abgeneigt sein, dem reuigen Sohne Gnade für Recht ergehen zu lassen und ihm huldvollst eine recht ansehnliche Pension bewilligen."

„Wir geben nichts heraus," decretirte Eugen mit Wärme; „was wir erworben haben, ist bezahlt mit unserm Blute."

„Das ist ein seltsames Argument," lächelte Ruffus; „wenn sich Preußen und Oestreich ihre Provinzen wiedererobern, so werden sie auch sprechen und haben überdies weit mehr Recht dazu: Es ist unser, denn wir haben nur unser Eigenthum wiedererobert und es überdies bezahlt mit unserm guten Blute."

„Ich bin überzeugt," sprach Jerome, „daß Napoleon, obschon er Sieger ist, und an der Spitze einer der schönsten Armeen steht, von geprüften Feldherren umgeben, selbst

jetzt nicht abgeneigt sein dürfte, sich zu Opfern und Abtretungen zu verstehen. Er fühlt zu politisch und auch zu menschlich, daß Frankreich des Friedens bedürftig ist."

Trommelton, der auf der Straße zu wirbeln begann, rief die beiden Franzosen zur Parade. Bald standen sie da, im einfach schönen Waffenschmucke der jungen Garde. Ruffus gab ihnen das Geleite bis zum Sammelplatze.

Zwölftes Kapitel.

Im Familienrathe bei Geheimrath Günthers gab es lebhafte Debatten. Es lag die Frage vor, ob die Einquartierung, wie früher der Fall gewesen, zur Familientafel gezogen werden sollte.

Anna, die seit der Schlacht bei Lützen immer schwarz gekleidet ging, stemmte sich mit aller Macht dagegen. Sie meinte, gemeinen Musketiren könne unmöglich eine gleiche Aufmerksamkeit erzeigt werden, wie hochgestellten Offizieren. Der eigentliche Grund ihrer Abneigung war übrigens nur, weil sie als deutsche Patriotin die fremden Eroberer nicht zu ertragen vermochte.

Der Geheimrath war auch dagegen, die beiden Franzosen in seiner Familie zu heimisch werden zu lassen; aber bei ihm lag ein anderes Motiv vor. Er wußte nicht, wie es in Hinsicht der Sittlichkeit mit den beiden jungen Kriegern beschaffen war. Er wollte daher, wenigstens so lange er sich hierin nicht Gewißheit verschafft, ein näheres Zusammentreffen derselben mit seinen Töchtern vermeiden.

Ruffus ärgerte sich namentlich über Anna. Er wußte, warum sie mit den beiden Parisern nicht an einem Tische essen wollte, und sagte es offen heraus. Uebrigens erklärte er die Ausschließung für Unartigkeit und Beleidigung des Gouverneurs, von dem sie als achtbarem Manne überzeugt sein müßten, daß er keine rohen Soldaten so ausdrücklich würde empfohlen haben.

Clärchen in ihrer Unschuld und Bescheidenheit enthielt sich jedes Urtheils.

Nach langem Streiten brachte es Ruffus dahin, daß man die beiden Gardisten wenigstens für den nächsten Sonntag zu Tische lud.

Dieser Sonntag erschien, die beiden Geladenen fanden sich ein. Anna hatte eine sorgfältige, wenn auch etwas phantastische Toilette gewählt. Die hohe Jungfrau im tiefdunkeln Kleide, aus dem der stolze, weiße Nacken blendend hervorschimmerte, die schöne Stirn von leiser, träumender Schwermuth überschattet und umwogt von reichen, dunkeln Locken, gewährte ein reizendes Bild. Clärchen, den unzerstörbaren Frohsinn um Stirn und Mund, ging im himmelblauen Kleide.

Als die beiden stattlichen Jünglinge eintraten, fiel Eugens Blick zuerst auf Clärchen, deren liebreizende Erscheinung ihn bald alles Andere vergessen machte, während Jerome vor der siegreichen Schönheit Anna's kaum die Augen aufzuschlagen wagte.

Nach langem, wüstem Lagerleben und Kriegsgetümmel schienen die beiden Jünglinge mit Einemmale in ein Land des Friedens, wo die Engel wohnen, eingetreten sein.

Das Gespräch ward im Anfang französisch geführt. Clärchen sprach so liebenswürdig die Muttersprache Eugens, daß das Bild des Mädchens immer heimischer in seinem Herzen wurde. Anna verharrte in ernstem Schweigen. Sie war der französischen Conversation zwar in gleichem Grade mächtig wie die Schwester, aber selbst diese nichtdeutschen Klänge waren ihr verhaßt.

Da faßte sich Jerome ein Herz und redete sie deutsch an. Als Clärchen aus dem Munde des schönen Fremdlings die vaterländischen Töne hörte, klatschte sie, sich vergessend, die Hände mit inniger Freude zusammen und das Wort: „Allerliebst“ entschlüpfte unwillkürlich ihrem Munde.

Ein ernster, strafender Blick Anna's wies sie in die Grenzen der Etiquette zurück. Das Mädchen erschrak ein wenig, erhielt aber bald die Munterkeit wieder und frug Eugen etwas neugierig, aber befangen und rosenlaunig: „Sprechen Sie auch deutsch?“

Der arme Eugen, der jetzt alle Schätze der Welt um ein paar deutsche Redensarten hingegeben hätte und seinen sprachkundigen Freund aus vollem Herzen beneidete, sah sich gezwungen, wehmüthig die Achseln zu zucken. Er schien wahrhaft betrübt über seine Unkenntniß, daß er Clärchen ordentlich dauerte.

„Mag auch erschrecklich schwer sein unsere Sprache für den Franzosen,“ sprach gleichsam entschuldigend und tröstend das Mädchen.

Anna behielt ihren Ernst und ihre Zurückgezogenheit bei.

Man setzte sich zu Tische. Die Unterhaltung ward belebter. Der Geheimrath fand in seinen Gästen eben so gebildete, bescheidene als liebenswürdige Leute. Sie erzählten viel von ihrem Paris, dem schönen Frankreich und den Marschabenteuern.

„Ihr Franzosen," sprach Ruffus, „seid so ein humanes und liebenswürdiges Volk, warum laßt Ihr die Völker nicht in Frieden und überzieht alle Welt mit Krieg?"

„Wir haben doch den Krieg nicht begonnen," entgegnete Jerome, „war es nicht die deutsche Coalition, die uns einst mit Feuer und Schwert überzog und unsere Hauptstadt der Erde gleich zu machen drohte? Was übrigens unsere gerühmte Humanität anbelangt," setzte er ernster hinzu, „so bin ich unpartheiisch genug, widersprechen zu müssen."

„Wenigstens was den Franzosen im Kriege betrifft," fuhr er fort, „wüßte ich nicht wo seine Humanität zu suchen wäre. Er scheint sich hier des edleren Gefühls ganz entäußert zu haben und mit der nichtssagenden Phrase: c'est la guerre, habe ich oft wahrhafte Barbareien entschuldigen hören, die sich ein auf Civilisation Anspruch machendes Volk nie zu Schulden kommen lassen sollte. Ein Haus — ein Dorf aus Nachlässigkeit in Brand zu stecken, wird für Nichts gehalten. Den Wohlstand ganzer Familien, ganzer Gemeinden im Nu zerstören, wo der schlecht oder leichtsinnig Denkende seinen Feuerbrand zehn Schritte weiter zu tragen brauchte — ist Kleinigkeit. Ich habe weder Generale noch Offiziere gesehen, die irgend einem solchen Frevler den Prozeß gemacht oder die Sache gerügt und untersucht hätten. Das c'est la guerre! entschuldigt Alles. Der lang genährte

Anblick so vieles menschlichen Unglücks hat sie ganz abgestumpft. Noch kurz vor Dresden war ich Zeuge eines wahrhaft empörenden Anblicks. Mehrere unsrer Tirailleurs hatten einen verwundeten preußischen Jäger in der Gegend von Meißen eingeholt. Es war ein stattlicher Jüngling, aber von Wunden, Hitze und Strapatzen gleich hart angegriffen. Nichtsdestoweniger vertheidigte er sich, an eine Weinbergmauer gelehnt, mit bewundrungswürdiger Tapferkeit. In der Hitze des Kampfes war ihm der schwarze Kragen seiner Uniform aufgesprungen und eine rothe Bandschleife, die er auf der Brust trug, sichtbar geworden. Hastig griff einer unsrer Tirailleure danach, in der Hoffnung, daß daran Goldeswerth befindlich sei, und bemühte sich, dem Verwundeten das Band zu entreißen. Aber Löwengrimm erfaßte hier den Jüngling; obschon zum Tode ermattet, riß er die letzte Kraft zusammen und stieß den Räuber ein paar Schritte zurück, worauf aber die größte Schwäche sich seiner bemächtigte, so daß seine waffenlosen Arme schlaff zurücksanken. Da setzte der barbarische Dränger gleichmüthig sein Feuerrohr auf die Brust des Wehrlosen und drückte ab; aber die Vorsehung selbst schien sich des Schlachtopfers angenommen zu haben; das Gewehr versagte und im nächsten Augenblicke nahete ich und Eugen zur Rettung. Empört über die niederträchtige That, warfen wir die Blutmenschen zurück und retteten den Unglücklichen. Die Dunkelheit brach bereits herein, die Mordgesellen, das Schändliche ihres Beginnens erkennend oder zu einem Streite nicht gerade aufgelegt, entfernten sich; so gelang es uns, den Halbohnmächtigen in ein nahgelegenes Weinberghaus zu

schaffen und den freundlichen, theilnehmenden Wirthsleuten daselbst die sorgsame Pflege des jungen Kriegers anzuempfehlen."

„Gotteslohn," sprach hier Ruffus, seltsam ergriffen Jerome die Hand reichend; „Euer Schützling, mein Freund Reinhold, ist gerettet und wird in wenig Tagen von seinen Wunden hergestellt sein."

„Wie, wär's möglich?" rief Clärchen, und ihr liebliches Gesicht strahlte vor Wonne, während Anna vor innerer Bewegung kaum zu athmen wagte.

Ruffus machte jetzt aus Reinholds Briefe kein Geheimniß mehr.

Durch diese wunderbare Fügung des Geschicks waren die beiden Jünglinge der Familie des Geheimraths inniger befreundet worden, als es durch langen freundschaftlichen Umgang hätte geschehen können. Selbst Anna stand jetzt weniger schroff den Fremdlingen gegenüber.

Jerome entging es nicht, welchen Antheil das schöne Mädchen an dem Schicksale des von ihm Geretteten nahm. Ein leichtes Gewölk betrübte kaum bemerkbar das sonst so heitere, sorglose Auge, und leise Wehmuth umschattete momentan das interessante Gesicht. Doch währte dieser Zustand nicht lange und jene selige Ruhe und Heiterkeit kehrten wieder, welche stets das Abbild einer klaren, schönen Seele sind. Jerome gehörte zu jenen wenigen vom Himmel erwählten Sterblichen, in deren Brust das edlere Selbst so begeistert wirkt, daß sie dadurch in allen Verhältnissen siegend oben erhalten werden. So liebte der junge Krieger die reizende Anna mit aller Innigkeit eines reinen, unver-

dorbenen Gemüths; aber sobald er gewahrte, daß die schöne Blume für einen Dritten glühte, empfand er wohl einen seltsam wehmüthigen Schmerz, aber keine feindselige Eifersucht. Wie sollte er Reinhold deshalb hassen, daß er mit ihm so harmonirte? Im Gegentheile, er begann den Glücklichen zu lieben und pries sich selig, ihn aus so drohender Todesgefahr gerissen zu haben. Welch ein himmlisches Bewußtsein war es für ihn, das stille Entzücken des Wesens zu belauschen, das tief in seinem Herzen wohnte, wie beseligend der Gedanke, daß er der Schöpfer der Himmelsfreude sei. Hätte man die höchsten Opfer verlangt, seine schöne Seele würde sie gern und freudig den beiden Liebenden gebracht haben.

Eugen war seinerseits nicht weniger für Clärchen begeistert und befand sich gleichfalls in ganz seliger Stimmung. Das liebliche Kind wußte in seiner Unschuld nicht, welchen Eindruck seine liebenswürdige Erscheinung und holde Natürlichkeit auf den schönen Jüngling hervorgebracht hatte, und dachte nicht daran, wie gefährlich Letzterer für ihre eigene Ruhe werden könnte.

Ein gewaltiges Trompetengeschmetter rief plötzlich Alle an die Fenster. Der ganze Platz vor dem innern Pirnaischen Thore war mit glänzenden Helmen und Harnischen französischer schwerer Cavallerie bedeckt. Die klare Frühlingssonne spiegelte sich tausendfältig in dem glänzenden Waffenschmucke der prachtvoll ausgestatteten Cuirassire.

„Ach," rief Eugen begeistert, alle Herzensangelegenheiten beim Anblicke dieser imposanten Reitermassen vergessend, „nun wollen wir es den Kosaken sagen; Latour-

Maubourg ist angelangt mit seinen Cuirassiren. Das ist lauter kaiserliche schwere Cavallerie, die wir bei Lützen so vermißten."

„Wenn ich nicht irre," sprach Jerome, „so zieht dort in der Ferne auch italienische Cavallerie vorüber. Ich erkenne sie an den Standarten."

„Die befehligt General Fresia," belehrte Eugen, und konnte sich nicht losreißen von dem bunten, bewegten Kriegermeere.

„Es geht doch nichts," sprach er „über solche stattliche Reitergeschwader. Wo die einhauen, wächst kein Gras wieder."

Das Defiliren dieser majestätischen Reiterei währte mehrere Stunden und hielt das männliche und weibliche Personal des Geheimraths fast in beständiger Aufmerksamkeit.

Die beiden Franzosen verblieben den ganzen Nachmittag bei ihren Wirthsleuten und entfernten sich erst, als die unerbittliche Stunde des Dienstes geschlagen hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Es war an demselben Tage.

Das Waffengetöse der zahlreichen Kriegsvölker in den Straßen Dresdens war verstummt. Tiefe Dunkelheit ruhte über der Stadt, nur in den Zimmern Napoleons, welcher im königlichen Schlosse wohnte, war es noch lichthell. Der Kaiser ging in ziemlich raschen Schritten, die Hände auf dem Rücken, auf und ab. Blos Maret, der Cabinetsminister, war anwesend.

„Bassano,“ frug er nach einer Pause in ziemlich wohlgefälligem Tone, „was sagen Sie zu meinen Cuirassiren?“

„Ew. Majestät,“ antwortete der Minister, „sie werden den Erwartungen entsprechen, die man in sie setzt.“

„Die Oder wird noch eine Schlacht kosten,“ fuhr der Kaiser in abgebrochenen Sätzen fort, „ich werde sie gewinnen. Ich bin stärker als bei Lützen. Das Mißverhältniß der Reiterei ist ausgeglichen. Die Russen müssen aus Schlesien.

Ich gehe nach Berlin. Aber zuvor will ich wissen, wie Oesterreich denkt."

„Herr von Bubna ist mit den versöhnendsten Verheißungen abgereis't."

„Ich kenne diese Wiener Verheißungen," fuhr Napoleon mißmuthig auf. „Warum erfüllt Oesterreich nicht seine Verpflichtung? Warum stellt es nicht das alliancegemäße Contingent? Es war im Begriff, die freundschaftliche Maske abzuwerfen, hätte nicht die Lützner Schlacht seine Diplomaten eines Bessern belehrt. Ich weiß, was sie wollen. Sie wollen Illyrien, ein Stück Polen, ein Stück Baiern, Auflösung des Rheinbundes. Als Preis für den Continentalfrieden käme dies nicht in Betracht; aber als bloßer Kaufpreis für eine habsüchtige Neutralität, die nur den Keim zu neuen Streitigkeiten enthalten würde, ist es zu viel. Ich will den Frieden. Ich wünsche ihn! aber ich werde lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als mir von einer habsüchtigen Politik Bedingungen verschreiben lassen."

Napoleon ging in heftiger Aufregung auf und ab. Allmählig ward er ruhiger.

„Oesterreichs drittes Wort ist der Friede und die Vermittlung," sprach er; „wohlan denn, schreiben Sie Metternich, er soll eine Stadt bestimmen für einen allgemeinen Congreß der kriegführenden Mächte. Ich werde mit Vergnügen Abgeordnete Englands und Amerikas daselbst sehen. Und wenn es eine Möglichkeit, das britische Cabinet zum Frieden zu bestimmen, soll auch ein Abgeordneter der spanischen Insurgenten erscheinen. Niemand kann den Frieden

mehr wünschen als ich. Er ist das einzige Mittel, die Welt wahrhaft zu beruhigen."

Während der Minister-Secretair bemüht ist, die Befehle des Kaisers zu Papier zu bringen, langen Depeschen des Herzogs von Tarent an, welcher als Führer der Avantgarde die Verbündeten auf den Straßen nach der Lausitz verfolgt. Der Kaiser riß das Siegel auf und überflog den Armeebericht. Die Alliirten hatten wirklich Posto gefaßt bei Bautzen und an dreihundert Redouten aufgeworfen.

„La carte! la carte!" rief er aufgeregt und eilte schleunigst in das anstoßende Zimmer, welches zu seinem Cabinete eingerichtet war. Hier stand in der Mitte ein großer Tisch, worauf die Petrische Karte von Sachsen ausgebreitet lag; überall mit buntkuppigen Stecknadeln besteckt und von dreißig Lichtern erleuchtet. An zweien der in den vier Ecken des Cabinets aufgestellten Tischchen saßen die beiden Secretaire Fain und Mounier.

„Appellez le colonel d'Albe!" rief er und seine Blicke irrten rastlos auf der Karte umher.

Der Gerufene trat nach wenig Minuten in's Cabinet. Dieser Offizier, der wegen seiner großen geographischen Kenntnisse und seines Fleißes zu zwei verschiedenen Malen von Napoleon zum Director des topographischen Büreaus ernannt worden war, hatte durch eine Reihe von Jahren sich das besondere Vertrauen des Kaisers erworben. Oefter und unerwarteter als irgend einer der Aides de Camp wurde er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gerufen. Durch sein immerwährendes Studium war er dem Kaiser fast unentbehrlich geworden. Die Berichtigung der Karten, die

Zusammenfügung und Ergänzung der Materialien, die Bestimmung weit aussehender Märsche und Operationslinien lag ihm besonders ob. Napoleon sprach mit wenigen Worten; d'Albe verstand ihn und arbeitete in seinem Sinne eben so bündig und ohne alles Ceremoniel die Aufgabe aus. Er war im Range und Dienstzeit Genosse mehrerer Marschälle und Divisions-Generale gewesen und doch nicht vorgerückt. Er war der Letzte, den der Kaiser brauchte, ehe das Hauptquartier aufbrach, und der Erste, sobald Napoleon anlangte. Zu Gehilfen hatte er zwei Ingenieur-Offiziere beim topographischen Büreau.

Diese drei Männer bildeten nebst den vier geheimen Secretairs und dem ersten Ordonnanzoffiziere Gourgeaud, der die wichtigsten Depeschen und Aufträge, hauptsächlich in Artillerie-Commandosachen, besorgte, eine Art von geheimem Rath, ganz abgesondert von den übrigen Zweigen des kaiserlichen Hauses; da ihre Geschäfte, ganz eigenthümlich von der Person Napoleons ausgehend, einen besondern Gang nahmen, so war auch jedesmal zu Gunsten des ungezwungenen Verkehrs eine besondere Tafel im Palais für sie gedeckt.

„Ich habe sie!“ rief der Kaiser dem eintretenden Obrist entgegen, auf die Gegend von Bautzen zeigend, und in Bezug auf die ehemalige Schlacht der nicht unfern gelegenen Ortschaften Liegnitz und Hochkirch deutend, setzte er hinzu:

„Nous ferons d'anciennes connaissances près de Liegnitz!“

Wieder langten Depeschen an. Sie kamen vom Fürsten

von der Moskwa, welcher mit seinem Corps bei Torgau über die Elbe gegangen und gegen Berlin vordrang.

Napoleons Gesicht heiterte sich sichtbar auf. Er zeigte auf die Karte.

„Die Schlacht ist gewonnen," sprach er, „der Fürst von der Moskau soll es dem Herzoge von Belluno und der Cavallerie Sebastiani's überlassen, das Bülow'sche Corps, welches Berlin deckt, zu beobachten und der allgemeinen Bewegung gegen Bautzen sich anschließen. Auf unzähligen Parallelstraßen defilirt in schönster Ordnung meine Armee nach diesem Punkte. Les Prussiens et Russes feront des defauts, nous tomberons sur euxnous les ecraseront."

Zugleich ertheilt er Befehl zum allgemeinen Aufbruch, und obschon überzeugt vom Siege, dictirt er folgendes Schreiben an Caulaincourt, Herzog von Vicenza.

„Herr Herzog! Da wir entschlossen sind, alle Mittel in Bewegung zu setzen, entweder den allgemeinen oder Continentalfrieden herzustellen, so haben wir die Versammlung eines Congresses, entweder in Prag oder an irgend einem Orte zwischen dem Aufenthalte der kriegführenden Mächte vorgeschlagen. Wir hoffen, dieser Congreß werde zu einer schnellen Widerherstellung des Friedens führen, der für so viele Völker ein Bedürfniß ist. Wir haben uns demnach entschlossen, einen Waffenstillstand oder Waffenruhe mit der russischen und preußischen Armee für die ganze Dauer des Congresses zu schließen.

„Da wir gern die Schlacht vermeiden möchten, welche durch die von dem Feinde eingenommene Stellung unvermeidlich scheint, und der Menschheit eine Vergießung

unnützen Blutes ersparen wollen, so ist unsere Absicht, daß Sie sich auf die Vorposten begeben, wo Sie verlangen sollen, zu dem Kaiser Alexander geführt zu werden, um ihm diesen Vorschlag zu machen, und jede militairische Convention, welche eine Aufhebung der Feindseligkeiten zum Zwecke haben könnte, zu unterhandeln, zu schließen und zu unterzeichnen.

„Zu diesem Ende schreiben wir Ihnen diesen geheimen Brief, um denselben, wenn er von Ihnen verlangt werden sollte, als Vollmacht gebrauchen zu können.

„Außerdem bitte ich Gott, er möge Sie in seinen gnädigen Schutz nehmen.

Napoleon."

In Verlauf weniger Stunden ritt der Kaiser der Franzosen, umgeben von seinen Marschällen und Generalen, aus den Thoren von Dresden auf der Straße nach Bautzen. Der König von Sachsen gab seinem kaiserlichen Gaste das Geleit bis jenseit des Linkeschen Bades. Der Tag war heiß und ein Staub zum Ersticken. Napoleon ritt eine lange Zeit nachdenkend voraus. Dann rief er Caulaincourt an seine Seite und unterhielt sich mit ihm fast während des ganzen Marsches.

Vierzehntes Kapitel.

Die Nacht des 20. Mai ist auf ein rauchendes Blutfeld herabgesunken. Aber noch ist der Kampf unentschieden. Die Franzosen haben nur den Uebergang über die Spree erzwungen. Noch steht die ganze Armee der Verbündeten in fester, furchtbarer Stellung gegenüber. Bereits um fünf Uhr des folgenden Tages beginnen die französischen Batterien gegen die feindlichen Linien zu spielen. Die Colonnen Kleist und York schließen ihre Reihen. Die preußischen Garden und Reserven stehen in zweiter Linie.

Auf französischer Seite hat sich die ganze kaiserliche Garde hinter dem Centrum zusammengedrängt. Ein Hügel verbirgt sie den Blicken des Feindes. Sie erhält Befehl, sich zum Angriffe bereit zu halten.

Der Kaiser, welcher die ganze Nacht hindurch Befehle gegeben, ist so ermüdet, daß er mitten unter den Batterien des Herzogs von Ragusa einschläft.

Zweihundert Kanonen feuerten ununterbrochen gegen einander. Auf dem rechten Flügel, wo der Herzog von Reg=

gio commandirt, ist der Kampf lebhafter. Die Verbündeten fürchten, Oudinot wolle hier durchbrechen und die Straße von Löbau abschneiden. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist auf diesen Punkt gerichtet. Fortwährend marschiren Verstärkungen dahin ab. Der Kampf ist äußerst ernsthaft.

Der Kaiser schläft, auf seinem Feldstuhle sitzend, ruhig fort. Da erhebt sich plötzlich unerwartet auf dem äußersten linken Flügel der Franzosen, fast im Rücken der Verbündeten eine furchtbare Kanonade. Aller Blicke wenden sich fragend nach diesem Punkte. Selbst im französischen Hauptquartier wird man besorgt. Das Feuer jener unbekannten Batterien wird immer entsetzlicher. Noch immer schläft der Kaiser.

Da kann man nicht länger zaudern. Düroc weckt ihn. Napoleon schlägt die Augen auf. Man erzählt ihm von dem unerwarteten Ereigniß. Er zieht die Uhr heraus und wendet sich zu einem Obrist seines Gefolges:

„Reiten Sie nach den Tuilerien," ruft er, „und melden Sie der Kaiserin, daß die Franzosen eine große Schlacht gewonnen haben."

Und zu den Umstehenden:

„Meine Freunde, es sind die Kanonen des Fürsten von der Moskwa. Der Sieg ist unser."

Wirklich war die meisterhafte, bereits in Dresden entworfene, Diversion gelungen. Marschall Ney hatte sich nicht nach Berlin gewandt, sondern war, das Observationscorps der Verbündeten wie Spreu vor sich hertreibend, plötzlich und unerwartet mit sechzigtausend Mann dem Feinde in die Flanke gefallen.

Dieser Augenblick ist entscheidend. Der Kaiser benutzt ihn.

„En avant!“ ruft er, und das ganze gewaltige Centrum, dessen Kampfhitze bis jetzt zurückgehalten worden ist, dringt in geschlossenen Colonnen und mit gefälltem Bayonnet vor. Die Marschälle Marmont, Soult, Mortier, Macdonald und General Bertrand stellen sich an die Spitzen ihrer Colonnen. Wie eine dunkle Gewitterwolke rauschen die schweren Cuirassiere des Latour-Maubourg gegen die feindliche Linie, während die junge Kaiser-Garde unmittelbar das feindliche Centrum zu sprengen sucht.

Blücher, wie ein alter Löwe mit seinen Pranken um sich schlagend, sieht sich plötzlich in der Front durch Bertrand, im Rücken von Marmont und auf der Flanke vom Fürsten von der Moskwa angegriffen. Er verlangt Hilfe. Die preußischen Garden und Kleist wollen umkehren und ihm zu Hilfe eilen. Ney benutzt dieses Schwanken und dringt unaufhaltsam wie ein Strom vor.

Blücher wird endlich von seinen Höhen, wo er sich für unüberwindlich gehalten, herabgeworfen. Die Bayonnette der Würtemberger glänzen triumphirend auf der Höhe.

Der Kampf wurde jetzt auf der ganzen Linie allgemein. Napoleon auf einer Anhöhe von Nieder-Kayna, auf einer Trommel seiner Garde sitzend, dirigirt mit der Ruhe des Oberfeldherrn die siegreichen Evolutionen.

Es war ein erschütternder aber großartiger Anblick, wie die zahlreichen Colonnen aller Waffengattungen von den Höhen in's Thal herabstiegen. Rings, so weit das Auge

reicht, donnernde Batterien, flammende Dörfer, funkelnde Helme, Schwerter und Bayonnette.

Um sechs Uhr war das große verschanzte Lager von allen Seiten genommen und die Verbündeten aus allen ihren Positionen verdrängt. Sie treten den Rückzug an, aber in Ordnung und mit Sorgfalt. Vergebens sucht sie der Herzog von Tarent durch einen Flankenmarsch abzuschneiden. Es fehlt ihm an Zeit und Cavallerie, und er muß darauf verzichten, ihnen den Durchgang streitig zu machen.

Schon breitet die Nacht ihren Schleier über das Blutgefilde. Alles sinkt, von des Tages Last erschöpft, in Schlummer. Nur Napoleon wacht in seinem Zelte und dictirt:

„Ein Denkmal soll auf dem Mont Cenis errichtet werden; auf demselben sollen da, wo sie am meisten in die Augen fallen, folgende Worte stehen:

„Der Kaiser Napoleon hat, von dem Schlachtfelde von Bautzen aus, die Errichtung dieses Denkmals befohlen, als ein Zeugniß seiner Dankbarkeit gegen seine Völker von Frankreich und Italien.

„Dieses Denkmal soll das Andenken der großen Epoche auf alle Nachwelt übertragen, wo in drei Monaten zwölfmalhunderttausend Mann zu den Waffen geeilt sind, um die Integrität des Gebiets des französischen Reichs zu sichern.“

Am andern Tage erblickt man den Feind von Neuem auf den Höhen von Reichenbach aufgestellt. Der Kaiser, welcher keinen Augenblick von der Avantgarde weicht, befiehlt sogleich den Angriff. Von Neuem beginnt die Kanonade, und nach einiger Zeit treten die Verbündeten mit der-

selben Regelmäßigkeit ihren meisterhaften Rückzug an, alle Vortheile des Terrains sorgfältig benutzend.

Napoleon ist aufgebracht, daß ihm diese Arriergarde immer entwischt. „Wie," ruft er, „nach einer so großen Schlacht kein Resultat, keine Gefangenen, keine Kanonen, keine Fahnen? Diese Menschen werden mir keinen Nagel zurücklassen."

Kaum hat er diese Worte gesprochen, als eine Kanonenkugel in seine Suite fährt und einen Chasseur zu Pferde zu Boden wirft. Der Unglückliche stürzt fast unter die Hufe von Napoleons Pferd.

„Düroc," spricht der Kaiser zu dem neben ihm reitenden Großmarschall in sehr ernstem Tone, „heut' will das Schicksal an uns."

„Es ist der Tag von Wagram," antwortete nur leise eine unbekannte Stimme, die wie aus dem Gefolge zu kommen scheint.

„Blieb da nicht Montebello, unser Roland?" frug Düroc in seltsamem Tone.

Napoleon, der dergleichen Erinnerungen nicht liebte, blitzte den Frager finster an, gab seinem Falben die Sporen und sprengte in Galopp einem Hohlwege zu.

Die Suite folgte ihm im Schritt, mitten in einer Staubwolke. Vier zu vier an einander gedrängt, so daß jeder kaum seinen Nachbar unterscheiden konnte. Im ersten Zuge befanden sich Caulaincourt, Mortier, Düroc und der Geniegeneral Kirchner.

Der Kaiser verlangt nach seiner Ankunft auf der Ebene, welche die Schlucht beherrscht, sein Fernrohr, und bemerkt

im Umkehren, daß nur Caulaincourt ihm gefolgt ist. Der Herzog Carl von Piacenza eilt gleich darauf herbei. Er ist blaß, verstört und flüstert dem Oberstallmeister ein paar Worte in's Ohr. Der Kaiser fragt, was es gebe?

Piacenza kann kaum sprechen. Endlich berichtet er, daß so eben der Großmarschall getödtet worden sei.

„Dúroc!“ ruft der Kaiser auf's Heftigste erschrocken, „das ist nicht möglich, er war den Augenblick noch bei mir!“

Indessen bringt ein Page das Fernrohr; die Adjutanten nähern sich gleichfalls und bestätigen die Nachricht.

Die Kugel war von einem Baume zurückgeprallt, hatte zuerst den General Kirchner und dann den Herzog von Friaul getroffen. Kirchner stürzte augenblicklich todt nieder. Dúroc lebt noch. Die Doctoren Larrey, Yvan und Alles, was von Gesundheitsbeamten in der Nähe ist, eilt herbei. Aber alle Bemühungen der Kunst sind fruchtlos. Die Kugel hat den Leib zerrissen. Man trägt den Sterbenden in eines der ersten Häuser von Markersdorf.

Der Kaiser, der den Schmerz um den Verlust eines seiner Getreusten nicht verbergen kann, reitet stumm und in sich gekehrt seitwärts durch einen Bauernhof, steigt hinter dem hohen Korne ab und beobachtet noch eine lange Zeit den Punkt, von welchem aus sein Liebling ihm geraubt worden war. Dann geht er mittelst eines Umweges um die Gärten des Dorfes zurück auf die freie Höhe, wo die ganze Infanterie seiner Garde, die Elite seines Heeres, ein längliches Viereck gebildet hatte, in dessen Mitte die fünf Zelte des kaiserlichen Hauses aufgeschlagen stehen und wo späterhin die Wachtfeuer aufloderten.

Es war ein Abend, ein Moment, an welchen die Weltgeschichte nicht überreich ist.

Man denke sich Napoleon nach einer großen gewonnenen Schlacht, aber ohne entscheidendes Resultat, an den dunkeln Pforten einer schwankenden folgenreichen Periode; plötzlich beraubt des liebsten Vertrauten, der mit der Freimüthigkeit eines Jugendfreundes zu ihm sprach, im einfachen grauen Ueberrocke auf einem Feldstuhle sitzend, mitten in dem ungeheuern Kreise seiner Bravsten, mit herabhängenden Armen und gesunkenem Haupte, abgesondert von dem glänzenden Gefolge seines Hauses, das sich ehrfurchtsvoll in einzelnen Gruppen zurückzieht, und kaum die Worte auszusprechen wagt, des Kaisers Freund sei im Verscheiden. Und neben dieser dumpfen Stille in der Nähe des Kaisers das Geräusch, welches die Geschäftigkeit der Garden, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verursacht, und zwei Chöre Musik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegischen Akkorden das Bild des Tages versinnlichen, und durch eine seltene Auswahl ihrer Stücke vergebens den Gebieter zu zerstreuen suchen. Unzählige Wachtfeuer flackern durch die Gegend. In dunkeln Umrissen steigt die Landeskrone am Horizonte empor, und die Flammen zweier brennenden Dörfer lodern gen Himmel zum milden Richter menschlicher Thaten.

Indessen werden Befehle für den künftigen Tag dringend nöthig. General Drouot wagt endlich die Frage: „Wo die Batterien der Garde aufzustellen seien?“.

„Alles Morgen!“ ist die einzige Antwort Napoleons,

welche seinem gepreßten Herzen entsteigt, worauf er in das frühere dumpfe Schweigen zurückfällt.

Die ganze Armee nimmt den innigsten Antheil an dem unverkennbaren Schmerze ihres Kaisers. Mit Wehmuth blickt die Garde auf ihn.

„Armer Mann," seufzen die alten Grenadiere, „er hat eins seiner liebsten Kinder verloren."

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stolle, Ferdinand,

1813 Ein historischer Roman

Bd.: 2

Grimma 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.795-a(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722813-9